26/1985 PREIS 0,80 M
ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Traum von Ufa

Der Schriftsteller John Erpenbeck an den Stätten seiner Kindheit

Eisiger Charme

Sibirische Wintermode am Ob

Unseren Lesern ein friedliches und erfolgreiches 1986

Munki macht Musik

Rund ums Blasorchester der Fürstenwalder Reifenwerker

★ Inhalt

Reportage
Der Schriftsteller John Erpenbeck an den Stätten seiner Kindheit **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Die Variationen des „Multicars“ **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wirtschaft
Reifenwerkers Blasmusik – ein Werk und seine Bilanz **Seite 16**

Fotonachlese '85 **Seite 22**

Tourismus-Ratgeber **Seite 24**

Memoiren
Der Architekt Professor Gerhard Kosel erinnert sich **Seite 26**

Schriftsteller zu Fragen der Zeit (4)
Heinz Kahlau: Zukunftsspruch **Seite 28**

Technik
Die alte Budapester U-Bahn **Seite 30**

Musik
Clara und Robert Schumann in Rußland **Seite 32**

Erzählung
Alexander Grin: „Das Neujahrsfest eines Vaters und seiner kleinen Tochter“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Der Zauberer der Smaragdenstadt **Seite 40**

Märchenkalender (5)
Drei Märchen der Nganassanen **Seite 42**

Redaktionsgast
Der bulgarische Weltumsegler Dshambasow beantwortet fragen **Seite 43**

Leserforum **Seite 44**

Mode
Im Haus der Modelle in Nowosibirsk **Seite 46**

Sport
Die schnellen Frauen auf den blanken Schienen **Seite 52**

Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte die Reifenwerker Ines Richter und Horst Munkenbäck – den Mann mit der Tuba

Redaktionsschluß für dieses Heft: **16. 12. 1985**

★ Im Blickpunkt

Das Mädchen mit der Rose

Warum hat das Mädchen eine Rose in der Hand? Wir sind nicht auf Vermutungen angewiesen. Es ist Prüfungstag. Aber dennoch stellen sich Fragen an das Foto. Für keines der Mädchen gibt es die Spur von Verlegenheit. Auch das Mädchen mit der Hand vor dem Gesicht hat wohl keinen Schrecken zu verbergen als eher eine Erstaunlichkeit zu fassen, wenn sie nicht gar eine große Freude bremsen möchte. Man könnte sich jede aus dieser Gruppe als Tochter oder wenigstens Freundin der eigenen Kinder denken. Sie haben offensichtlich ein gutes Verhältnis zueinander. Eine von ihnen steht in diesem Augenblick im Mittelpunkt: das Mädchen mit der Rose. Man bekommt die Blume für eine 1 in der Prüfung. Lauter frische Offenheit und Zugewandtheit zueinander zeigt das Foto. Wo wäre Platz für unangebrachten Neid? Wo auch nur für Gleichgültigkeit? Jedem der Mädchen traut man zu, daß es bei nächster oder anderer Gelegenheit selber eine Rose bekommt. Selbst wenn dieser Fall nicht einträte, weiß man, daß jede für sich und sie alle gemeinsam guten Gewissens sagen könnten: Wir haben unser Bestes gegeben. Spricht nicht der Zettelblock in der Hand des Mädchens mit den Grübchen dafür?

Sie haben mit eigenen Augen nicht mehr sehen müssen, woran noch die Großelterngeneration gewöhnt war – oder Menschen ihres Alters heute in fremden Staaten. Das Haus, das man auf dem Foto durchs Fenster sieht, ist sicher das Zuhause zumindest eines der Mädchen, die allesamt in neuen Häusern wohnen. Hat eine von ihnen einen verarmten, immer hungrigen Nachbarsjungen? Findet sich fahrstuhlauf und fahrstuhlab auch nur ein arbeitsloser Vater?

An der Wandzeitung stehen mit Sicherheit Verpflichtungen im Thälmann-Aufgebot. Thälmann – das ist konsequentester deutscher Friedenswille. Damals wie heute. Die jungen Leute tragen den „Himmel voller Sterne auf ihren Schultern". Sie gehören zur weltweiten Koalition der Vernunft, die die US-amerikanische Weltraummilitarisierung verhindern muß.

Die Situation, die das Bild erfaßt, zeigt Einklang miteinander. Anstrengungen, Mühe, Fleiß, Streit, Augenblicksverzweiflung – alles, was zum Lernen gehört und das Lernen schwer macht – sind vorausgegangen. Man muß so etwas aber immer voraussetzen. Diese jungen Leute werden sich doch nicht mit bloßer Höflichkeit betrügen. Sie wollen doch vorwärts. Da braucht man auch jede echte Hilfe. Sie gehören zu den Menschen, die für ihr Tun und Trachten allein friedliche Impulse haben. Das versteht sich auf gesellschaftliche und politische, also auf alle wesentlichen menschlichen Belange. Als Pioniere sangen sie, daß die Sonne immer leben solle. Wahrscheinlich haben die meisten ihrer Eltern schon dasselbe Lied geträllert. Sicher bin ich, daß viele von ihnen ein anderes Lied summen, sobald der Ton angeschlagen wird: „Im August, im August blüh'n die Rosen." Als es ganz neu war – bei den 3. Weltfestspielen der Jugend und der Studenten in Berlin –, empfanden junge Bürger der jungen DDR große Erleichterung, daß die Jugend aller Nationen uns Deutsche in ihren Kreis aufgenommen hatte, in vielen Fällen, lange bevor die Regierungen kapitalistischer Länder unsere Republik als das anerkannten, was sie wirklich ist.

Die Rose, ihr Duft stehen für leiseste Empfindungen zweier Menschen zueinander. Wird das Mädchen vielleicht nicht auch einmal an die sieben Rosen denken, die der Strauch hat, und wünschen, daß „aber eine bleibt, daß auch ich noch eine find'". Man wünscht ihr, daß der Gerufene verspricht, auf ein Wort zu kommen, wenn sie ruft.

Der Frieden, der bei uns im gesellschaftlichen Boden wurzelt, treibt seine Früchte. Er hat schon seine eigenen Traditionen. Als herrschende Kraft ist er das Gegenteil vorangegangener Jahrhunderte. Friedliche Impulse – das muß kämpferische Haltung heißen. Wie anders sollten Gipfelleistungen zustande kommen? Wie anders sollte der Friede endgültig werden.

Manfred Engelhardt (Text)
Detlef Christel (Foto)

Erste Fingerübungen auf der Kurai, dem Nationalinstrument der Baschkiren. Der Schriftsteller John Erpenbeck besucht nach 43 Jahren zum erstenmal die Stadt seiner Geburt — Ufa. Auf der Suche nach „seinen Häusern“ findet er Spuren seiner frühesten Kindheit, sieht durch das Fenster des Hotels „Baschkirija“ auf den kleinen Park wie seine Eltern, die antifaschistischen Schriftsteller Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck in der Zeit ihrer Arbeit für ein neues Deutschland, von Glück und Sorge um ihr Kind begleitet. Und er findet Spuren der Geschichte seines nun nicht mehr so fernen Baschkirien.

John Erpenbeck

FREIE WELT EXKLUSIV

Dreifach geboren

Eine Reise in die Vergangenheit der Zukunft

Hotel „Baschkirija“ 1942: Hedda Zinner und Sohn John.

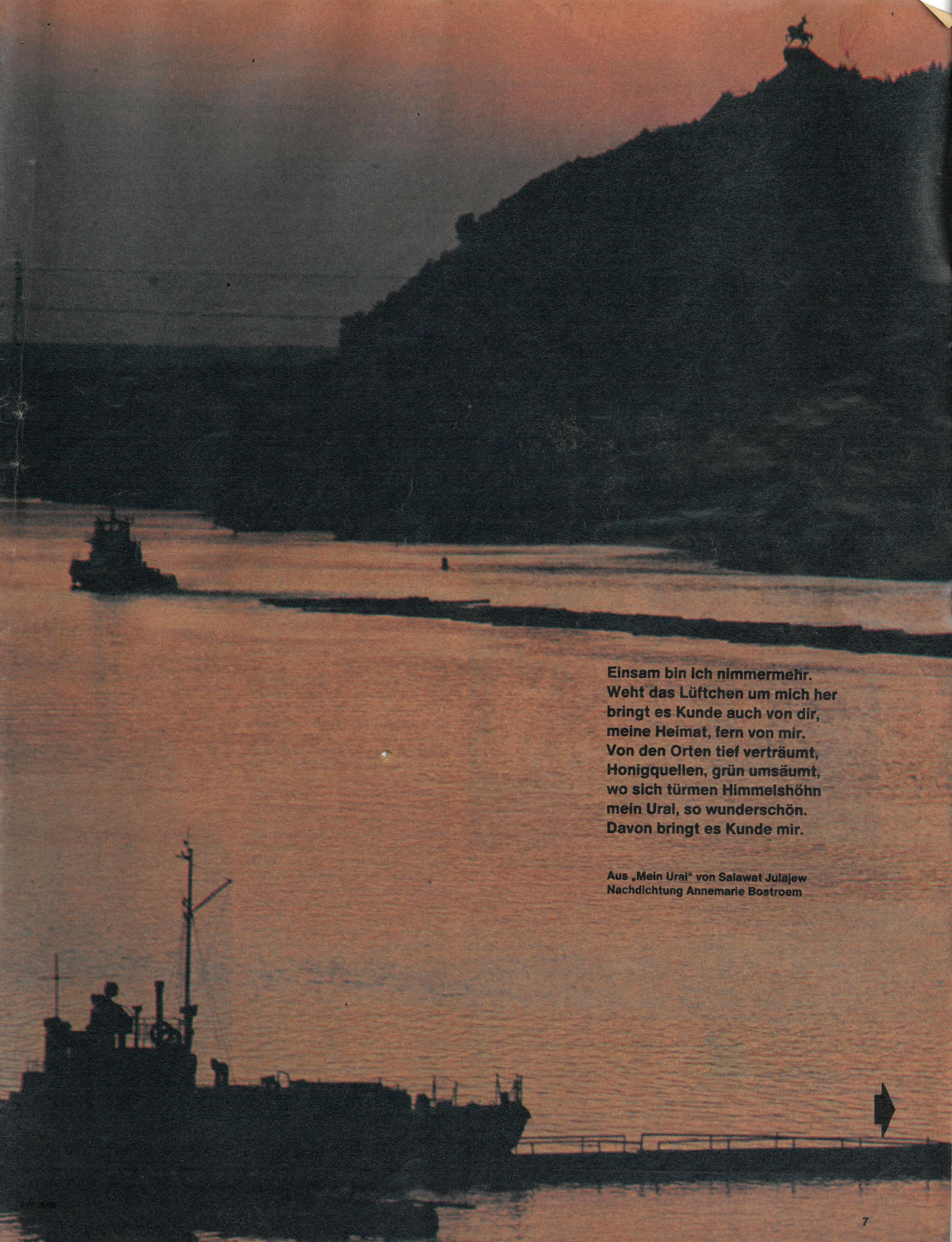
Dreifach geboren

„Da ist es."
Endlich hat meine Mutter in der Kiste mit Hunderten von Familienfotos das eine, gesuchte gefunden. Als müsse sie sich nochmals gründlich vergewissern, schaut sie es lange an, dann bekräftigt sie: „Ja, das bist du" – und reicht es mir herüber. Ein kleines, schreiendes Etwas im Steckkissen, zehn, zwölf Wochen alt. Meine Mutter, siebenunddreißigjährig, hält das Bündel im Arm, lächelnd zwar, doch sieht man genauer hin, gezeichnet von den Strapazen der Mutterschaft in schwerster Zeit: 1942. Ein Jahr lang hat sie ihr Kind gestillt, das hat sie oft erzählt, und auf die verwunderte Frage, warum, oft genug geantwortet: „Wie hätte ich anders Infektionskrankheiten vorbeugen können? Wo hätte ich Milch oder gar Kindernahrung hernehmen sollen. Es war Krieg..."
Doch im Augenblick, da ich das Bild sehe, fasziniert mich etwas ganz anderes. Etwas, das ich nie zuvor darauf wahrgenommen habe. Im Hintergrund sind – unscharf – Bäume zu erkennen, die Bildmitte wird von einer Betonbalustrade durchschnitten, rechts ragt die Putzquaderung einer Hauswand ins Bild. Diese nebensächlichen Details sind der Beweis: Es ist derselbe kleine Balkon des Hotels „Baschkirija", auf dem ich vor wenigen Wochen, im Sommer 1985, gestanden habe. Genau von hier aus hatten meine Eltern schon auf den kleinen, damals wohl gerade erst angelegten Park vor dem Hotel geblickt, hinüber zu der Häuserzeile, in der heute der berühmteste Dichter Baschkiriens, Mustaj Karim, wohnt. Ich habe das Haus, den Raum gefunden, in dem ich die ersten Tage meines Lebens verbrachte...
Eine Reise in die Vergangenheit. Wann findet man schon die Gelegenheit nach – Baschkirien zu fahren? Hätten nicht Mitarbeiter der FREIEN WELT, hätten nicht sowjetische Mitarbeiter von APN das Unternehmen auf das gründlichste vorbereitet – die Reise wäre wohl ewig jener Traum geblieben, der mich schon lange verfolgte: Durch die Straßen von Ufa zu wandern, als „Semljak", Baschkire unter Baschkiren, voll der lang gehegten Hochachtung für dieses kleine, kulturvolle, traditionsreiche Land – seit 1557 mit dem Moskauer Staat verbündet, seit dem 23. März 1919 die – erste – autonome Sowjetrepublik innerhalb der Grenzen der RSFSR –, für dieses große Volk, das es verstanden hat, so lange Zeit seine nationale Identität zu wahren. Zu den Orten, die ich nur aus den Erzählungen meiner Eltern kenne: Zum ehemaligen Pionierpalast, zum Geophysikalischen Institut, zur einstigen Geburtsklinik, zum Hotel „Baschkirija", zum zentralen Postgebäude. Die Uliza Lenina, an der all diese Gebäude liegen, hinauf, hinab...

Überlebensnotwendig: Jeder dritte Panzer der Roten Armee wurde während des Krieges mit baschkirischem Benzin versorgt.

So war es. Ich fand all diese Orte. Ging Wege, die meine Eltern, die Schriftstellerin Hedda Zinner, der Schriftsteller Fritz Erpenbeck, damals gegangen sein mußten. Sah die großen Neubauten der dreißiger Jahre, die kleinen Holzhäuser der Vorrevolutionszeit, an denen wohl auch sie vorübergeeilt waren. Verweilte lange vor dem Leninmonument, 1924 eingeweiht, einem der frühen Monumente, das einen anrührt, weil es das echte Pathos der Leninschen Periode noch ganz unverfälscht in unsere Zeit transportiert; wie oft mögen meine Eltern davor gestanden haben?
Doch war es keineswegs nur eine Reise in die Vergangenheit, sondern auch eine zu den Quellen von Zukunft: Meiner eigenen, der meines Landes, und der Baschkiriens. Eine dreifache Geburt – davon will ich berichten.
Das Ufaer Luftfahrttechnikum „Palmiro Togliatti", ein großer roter Backsteinbau. Eine Gedenktafel: „Architekturdenkmal des 20. Jahrhunderts". Eine andere: „In diesem Haus befand sich während des Großen Vaterländischen Krieges das Sekretariat der Kommunistischen Jugendinternationale". Und eine dritte: „In diesem Haus arbeiteten in der Periode der Unterbringung des Exekutivkomitees der Komintern in Ufa – 1941 bis 1943 – die hervorragenden Führer der internationalen kommunistischen Bewegung Georgi Dimitroff, Klement Gottwald, Otto Kuusinen, Wilhelm Pieck, Palmiro Togliatti, Maurice Thorez". Der ehemalige Pionierpalast, von dem mir meine Mutter so oft erzählte: „Es war die erste Station unserer Evakuierung mit der Komintern im November. Wir schliefen in den verschiedenen Sälen auf dem Boden, auf Decken, die wir mit unseren Koffern umgrenzten. Da wußte ich noch nicht, daß ich schwanger war..."
Wir dürfen an einer Vorlesung teilnehmen. Ein modernes Düsentriebwerk wird erklärt. Die künftigen Flugzeugbauer nicken sachkundig. Vielleicht findet diese Lektion genau in dem Raum statt, in dem meine Eltern damals untergebracht waren? Unser Begleiter, Jawdat Bachtigarjewitsch Huseinow, Chefredakteur der Zeitung „Ufa am Abend" assoziiert anderes, eine andere Geburt: „Hier, im baschkirischen Hinterland entstand eine gewaltige Industrie, um die Front zu unterstützen. Flugzeugmotoren wurden gebaut. Jeder dritte Panzer, jedes dritte Flugzeug hatte baschkirisches Benzin im Tank. Die Truppen waren mit baschkirischen Feldtelefonen ausgerüstet, die evakuierte Leningrader Ingenieure entworfen hatten. Es war die eigentliche Geburtszeit des industriellen Baschkirien. Heute sind das alles gewaltige Werke: Das Motorenwerk, das gegenwärtig den größten Teil der Moskwitsch-Motoren herstellt, das Kirow-Werk, das große Teile der Sowjetunion mit Vermittlerstationen und Telefonapparaten beliefert, die baschkirische Erdölindustrie, die inzwischen in der Fördermenge den 4. Platz in der UdSSR einnimmt."
Die Besichtigung der Komintern-Gedenkräume im ehemaligen Pionierpalast erinnert an den dritten Geburtsvorgang. Die deutschen Kommunisten, die in diesem Hause arbeiteten, erlebten hier die Wende des Krieges. Waren Gedanken an ein neues, sozialistisches Deutschland anfangs, 1941, noch ferne Utopien gewesen, nahmen sie 1943 schon konkrete Gestalt an. „Als wir Ufa verließen, machten wir schon konkrete Pläne für unser künftiges Leben in Deutschland..."
Mißtrauisch mustert uns der Hausmeister des Geophysikalischen Instituts. Er könne uns nicht durch das Institutsgebäude führen, aber der kleine Raum, nach dem wir fragten, könne nur dort, in der ersten Etage gelegen haben. Er weist auf ein Fenster in der modernen, funktionalistischen Fassade: Dort muß es gewesen sein. „Wir bekamen das kleine Zimmerchen, weil die Ärztin endlich feststellte, daß ich schwanger war", berichtet meine Mutter. „Vorher war ein – Magengeschwür diagnostiziert worden... Die anderen großen Säle

Vor der Stadt: über dem Fluß Belaja das Denkmal des Volksdichters Salawat Julajew.

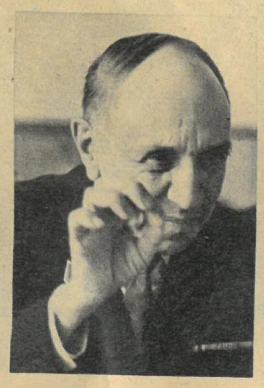


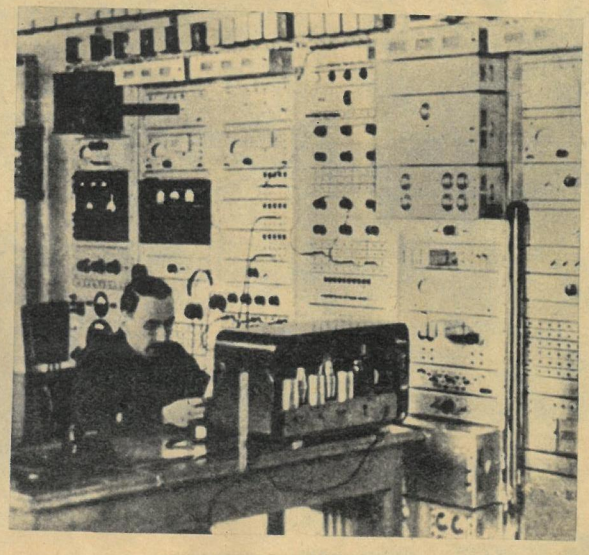
Einsam bin ich nimmermehr.
Weht das Lüftchen um mich her
bringt es Kunde auch von dir,
meine Heimat, fern von mir.
Von den Orten tief verträumt,
Honigquellen, grün umsäumt,
wo sich türmen Himmelshöhn
mein Ural, so wunderschön.
Davon bringt es Kunde mir.

Aus „Mein Ural" von Salawat Julajew
Nachdichtung Annemarie Bostroem

Maria Bokowa: Die junge Deutsche fror immer…

Peter Foß: Ihr Vater hatte eine kleine Maschine, um Zigaretten zu drehen…





Erinnerungen an die Eltern: An der Stirnseite der Post in der obersten Etage waren die Räume des Auslandssenders.

im Haus waren durch Vorhänge in kleine Parzellen aufgeteilt worden. Hier feierten wir Silvester 1941/42. In unserem Zimmer drängten sich viele Genossen. Ich erinnere mich noch an Otto Winzer, an seine Frau und an meine Freundin Lotte Funk. – Das ursprüngliche Institut war zeitweilig woanders untergebracht. Überdies war Ufa voll von evakuierten Instituten. Ich erinnere mich an eine von einem Deutschen, Professor Fritz Lange, geleitete Abteilung der ukrainischen Akademie der Wissenschaften, die in einer ehemaligen Brauerei arbeitete. Heute hat Baschkirien sicher seine eigene Wissenschaft, seine eigenen Wissenschaftler."

Der Hausmeister hatte Recht, vorsichtig zu sein, erfahre ich bei einem Gespräch in der Baschkirischen Filiale der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Die Arbeiten des Geophysikalischen Instituts zur Ermittlung neuer Kriterien für die Suche von Erdöl-, Erdgas-, Kupfer-, Zink- und Eisenerzvorkommen sind in der Welt führend, ebenso neuentwickelte Erkundungs- und Bohrtechniken. Überhaupt habe sich die Wissenschaft des Landes seit der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges gewaltig entwickelt. Mathematik, Physik, Petrolchemie – Baschkirien steht an erster Stelle der Erdölverarbeitung in der UdSSR –, Geologie, Regionalökonomie, Molekularbiologie, Genetik. Ein theoretischer Physiker, Professor Ibraimow, fragt nach den Umständen meiner Geburt, 1942, dann erzählt er: „Ich war zu der Zeit vier Jahre alt, lebte auf dem Dorf, konnte besser reiten als laufen und hatte noch nie in meinem Leben eine Stadt, eine Straßenbahn gesehen." Ähnlich auch die anderen Professoren. Heute gehört die Baschkirische Filiale zu den bedeutendsten, Professor Usmanow, Literaturwissenschaftler, ist Mitglied, Professor Leontjew, Mathematiker, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Es gibt 200 Doktoren, 2500 Kandidaten der Wissenschaften. Zuletzt schenkt mir Professor Usmanow eine Kurai – Flöte, das baschkirische Nationalinstrument. Für mich ist es zu einem Symbol Baschkiriens geworden: ein einfaches, bescheidenes Instrument – aber was für herrliche, mehrstimmige Melodien lassen sich darauf hervorbringen, wenn man es zu spielen versteht!

Ein schnörkeliges Jahrhundertwendehaus, „Kaufmannsarchitektur". Damals war es das „Rodilni Dom", die Geburtsklinik. „10 Frauen in einem Kreißsaal. Schreiend, betend: Allah, beschütze uns! – Dort bist du zur Welt gekommen. Das ist das Haus." Meine Mutter lächelt im Erinnern. „Ich war glücklich, als ich entbunden hatte und dich in den Armen hielt. Drei Genossinnen – Wilma Hecker, Lotte Funk und Fini Fischer – brachten mir abwechselnd Essen in die Klinik: Brot und Kohlsuppe, Kohlsuppe und Brot!" Heute sind in dem Haus Räume der baschkirischen Universität untergebracht.

Ein Gespräch im Hauptgebäude der Universität. Zahlen, Fakten. Die heutigen Hochschullehrer sind, im wesentlichen, meine Altersgenossen, sind also auch in den Kriegsjahren geboren und sind heute die wissenschaftlichen Garanten der Zukunft des Landes. Achteinhalbtausend Studenten, Professoren aller wesentlichen Fachrichtungen. Unter ihnen der Philosoph Professor Sadykow, der von der guten Zusammenarbeit mit den Philosophen der DDR schwärmt, der Psychologe Professor Aminew, der Fragen der Wirksamkeit von Propaganda und Konterpropaganda erforscht und sich überdies Problemen der Psychophysiologie der Begabung widmet. Das Gespräch kommt auf die baschkirische Literatur; ein großer Teil der heutigen Schriftsteller Baschkiriens hat diese Universität absolviert und man ist stolz darauf. Auch die baschkirischen Schriftsteller sind sehr stolz auf ihre Universität, den jüngsten Bereich der großen Geschichte der nationalen Intelligenz. An deren Anfang aber standen Namen baschkirischer Dichter: Salawat Julajew (1752–1800), Mashit Gafuri (1880–1934) und andere. Leider ist diese große Tradition bei uns so gut wie unbekannt, obwohl schon in den dreißiger Jahren den deutschen Schriftsteller Friedrich Wolf und den baschkirischen Dschamil Kijekbajew eine tiefe Freundschaft verband. Das alles höre ich bei einem Zusammentreffen mit baschkirischen Dichtern. Erfahre, daß der Schriftstellerverband dort gegenwärtig rund 130 Mitglieder hat, daß es eine „Schriftstellerreserve" von etwa vierhundert jungen Autoren gibt, darunter viele hochbegabte Frauen. Wir unterhalten uns über Geschriebenes, zu Schreibendes. Absichten, Pläne, Hoffnungen. „Eine Zukunft, die aus jener Vergangenheit hervorwuchs, die Sie zu erforschen gekommen sind", vermerkt Tamir Jussupow, ein Schriftstellerfreund, der mich verschiedentlich begleitete, abschließend.

An dieses Treffen erinnere ich mich zwei Tage später, als ich endlich auf dem Balkon des Hotels „Baschkirija" stehe, zur Wohnung Mustaj Karims hinüberblicke. „Vor mich leg ich ein Blatt/ reines, weißes Papier/ und den Bleistift, des Blattes/ ungleichen Bruder…" zitiert Jawdat Huseinow den Anfang eines Karim-Gedichts. Wie oft mögen meine Eltern am Schreibtisch neben der Glastür zum Balkon gesessen haben, vor sich ein Blatt reinen – oder meist weniger reinen – Papiers, und an einem Artikel, einem Rundfunkvortrag, einem Gedicht für den „Deutschen Volkssender" gearbeitet haben?

„Das Zimmer im Hotel ‚Baschki-

rija“, an dem damals noch gebaut wurde, bekamen wir auf Weisung von Genossen Dimitroff“, so meine Mutter. „Es erschien uns damals ziemlich groß, hatte anstelle des Fensters eine Doppel-Glastür. Außer dem Zimmer war da noch eine Duschecke und eine Art kleine Küche. In den Gängen des Hotels standen große Samoware, aus denen man sich immer kochendheißes Teewasser holen konnte. Außerdem gab es im Parterre einen Laden, in dem die Exekutivkomiteemitglieder – ich erinnere mich an Togliatti, Thorez, Anna Pauker, Gottwald, Dolores Ibarruri, Rakosi, Koplenig, Kolarow, Pieck – einkaufen konnten. Vom ‚Baschkirija‘ aus liefen wir straßauf zum Postgebäude, wo die Sendungen aufgenommen wurden, oder straßab zum Pionierpalast, wo wir arbeiteten, wo die Kantine war. Manchmal holte ich auf dem nahen Markt etwas Fleisch, ein bißchen Gemüse, etwas Machorka für Fritz. Aber auch einen Kinderwagen und einen löchrigen Nachttopf konnte ich dort erstehen.“

Das Postgebäude sieht fast so wie damals aus. Oben, unter dem Dach, waren die Räume des Ufaer Auslandssenders. 13 Programme, darunter das des „Deutschen Volkssenders“, wurden hier aufgenommen und von starken Anlagen am Stadtrand ausgestrahlt. 162 Sendungen pro Woche. „Unterm Dach hatten wir einen Raum zugewiesen bekommen“, so berichtet Lea Große in ihrem Buch „Eine Inventur“. „Einen Teil davon nahm die schalldicht gepolsterte Sprecherkabine ein. Außer der üblichen Einrichtung stand im Arbeitsraum eine Liege, auf der man abends nach Beendigung der Sendung übernachten konnte, um am nächsten Tag rechtzeitig zur Stelle zu sein…“ „So war es“, ergänzt meine Mutter, „nur mußte ich sofort nach jeder Sendung nach Haus, das Kind stillen. Durch Dunkelheit und Schneesturm, oftmals. Es war keine leichte – und doch eine schöne Zeit. Wir arbeiteten für die Zukunft.“

Heute ist in den einstigen Senderäumen ebenfalls eine Gedenkstätte untergebracht. Dort begegne ich einigen ehemaligen Technikern des Senders. Ob sie sich zufällig meiner Eltern entsannen? Sie blikken ratlos, immerhin ist es schon über vierzig Jahre her. Und plötzlich sagt einer, Peter Nikolajewitsch Foß: „Doch, ich entsinne mich eines Details. Ihr Vater hatte eine kleine Maschine, um Zigaretten zu drehen. Die hat uns allen sehr imponiert, und ich habe sie damals nachgebaut.“ Auch mir, als Jungen, hatte dieser kleine Apparat gefallen, mit dem er nach 1945 seine Zigaretten drehte. Ich habe dergleichen nie wieder gesehen. Eine echte Erinnerungsspur, es ist,

Dreifach geboren

als berühre mich die Vergangenheit physisch. Plötzlich kann ich mir die alten Männer und Frauen, die da sitzen, jung denken: Die fröhliche Sprecherin von Radio Moskau, Tatjana Fedorenko, den bedächtigen Ingenieur Alexander Kisljew, die sprudelnde Technikerin Maria Bokowa, die sich schließlich erinnert, daß die junge Deutsche immer gefroren und sich im Apparateraum aufgewärmt habe.

dert mich mit einer Handbewegung auf, den Blick über die Stadt hin zum Horizont schweifen zu lassen, „ja, genau dort.“ Dann setzten wir uns, ich berichte ihm von meinen Nachforschungen, er spricht über seine Zeit in der Armee, von der Einnahme Berlins, die er miterlebte. Er freut sich, als ich ihm meine baschkirische Geburtsurkunde zeige und läßt sie sofort kopieren. Dann sprechen wir über Literatur und Kunst, da holt er eine baschkirische Harmonika aus dem Schrank, ein schönes, handbemaltes Instrument, und spielt darauf selbstvergessen, wie für sich, Volkslieder, Tanzweisen. Zuletzt überreicht er mir seinen gerade er-

Tagir Ismailowitsch Achunsjanow: Die Lieder des Volkes…

Uliza Lenina, die Straße „seiner Häuser“; Bildmitte das Geophysikalische Institut, ganz links im Bild Hotel „Baschkirija“.

Dann geraten sie miteinander ins Fachsimpeln, rekonstruieren Details, setzen ein buntes Mosaik von Erinnerungen zusammen.

„Dort drüben haben die Sendetürme gestanden, welche die Stimme Ihrer Eltern damals um die Welt trugen“, sagt Tagir Ismailowitsch Achunsjanow, der Gebietssekretär Ufa der KPdSU und forschienenen Erzählungsband, gibt sich als der bekannte Schriftsteller Tagir Tagirow zu erkennen, und erwidert, als ich seine Vielseitigkeit bewundere, freundlich: „Ein Politiker muß vielseitig sein, besonders in Zeiten tiefgreifender Wandlungen wie heute, sonst ist er kein guter Politiker. Und er muß etwas von den Künsten verstehen, meine ich, sonst versteht er auch nichts von den Menschen.“

Dann wünscht er mir einen guten Flug.

Fotos: Detlev Steinberg; privat

IFA-Multicar
mit dem universellen
Wechselsystem
für den kommunalen
Ganzjahreseinsatz
OFF-ROAD

Multicar-ussel

Foto: Alfred Paszkowiak

In der Tat, sieht man einmal aus der Vogelperspektive auf die Palette der Fahrzeuge, wie wir sie zur letzten Leipziger Herbstmesse präsentiert haben, so könnte man getrost von einem „Multicar-Karussell“ sprechen. Was aber nicht heißen soll, daß wir uns mit unseren Erzeugnissen etwa im Kreise drehen würden.

1978 begannen wir mit der Produktion der Multicar-Serie M 25, legten von vornherein fünf Varianten aufs Band. Inzwischen aber hat sich diese „Multicar-Familie“ durch die Tatkraft ihrer Schöpfer kräftig gemausert, bietet bereits siebzehn verschiedene Varianten an, deren spezifische An- und Aufbauten den Kundenwünschen im In- und Ausland Rechnung tragen. Wir Fahrzeugbauer aus dem thüringischen Waltershausen haben dabei die vielfältigen Anforderungen im kommunalen Bereich der Städte und Gemeinden vor Augen, Aufgaben bei der Lösung von Baureparaturen, bei bestimmten Kurzstrecken-Transporten. Denken wir nur an den Einsatz in der Stadtreinigung, bei Schnellreparaturen an Häuserwänden und Straßenbeleuchtungen, an den Einsatz im Winterdienst, an die diversen Unterhaltungs- und Entsorgungsaufgaben, an die motorisierte Pflege von Parkanlagen … In vielen Fällen trägt Multicar so zur Problemlösung bei.

Die ständig steigenden Absatzstückzahlen bestätigen, daß wir mit unseren Erzeugnissen den richtigen Entwicklungsweg eingeschlagen haben.

80 Prozent der im Werk produzierten Fahrzeuge werden heute exportiert. Unsere Handelskontakte reichen in mehr als 35 Länder, die alle Kontinente einschließen. Besonders eng arbeiten wir mit den sozialistischen Partnern zusammen. Im vergangenen Jahr beispielsweise übergaben wir den 30 000. „Multicar“ an die ČSSR und den 10 000. an unsere sowjetischen Freunde. Im nächsten Jahr begehen wir ein weiteres Jubiläum – die Auslieferung des 10 000. Fahrzeugs an die Volksrepublik Polen.

Eine erfolgreiche Bilanz – die aber zugleich für die Zukunft verpflichtet. Auf der Grundlage von Entwicklungsprogrammen wird daher ständig an der Weiterentwicklung des Basisfahrzeuges und an spezifischen An- und Aufbaugeräten gearbeitet. Unsere Erkenntnisse aus der Marktforschung und die beobachteten internationalen Entwicklungstrends geben dafür die Richtung an.

Gerade im Wettbewerb zum XI. Parteitag der SED wollen wir alles tun, um auch perspektivisch – den wachsenden Aufgaben des kommenden Fünfjahrplans entsprechend – die Exportfähigkeit unserer „Multicars“ zu sichern. Kein einfacher Prozeß, die täglichen Arbeitsprobleme verdeutlichen es. Um Qualität, effektiven Materialeinsatz und Termintreue geht es in jeder Schicht – am Montageband wie im Konstruktionsbüro.

Doch gestützt auf die sozialistische Gemeinschaftsarbeit und die Kooperationsbeziehungen über Betriebsgrenzen hinaus werden wir den guten Namen „Multicar“ verteidigen.

Der jüngste Erfolg: Unser „Multicar“ kann jetzt als allradgetriebenes Basisfahrzeug angeboten werden – und aus dieser neuen Fahrzeugkonzeption heraus ergeben sich erweiterte Einsatzmöglichkeiten für seine Nutzer.

Hans-Jürgen Göring
Direktor für Außenwirtschaft und Binnenhandel

● Wörtlich

Das ganze SDI-Programm ist eine gigantische Verschwendung ökonomischer Ressourcen und eine grundsätzlich falsche Forschungsrichtung ... Wir können nicht damit einverstanden sein, daß ein solch bedenkliches, gefährliches und wahnsinniges Programm wie SDI auf Kosten von Sozialhilfeempfängern, Arbeitslosen, Arbeitern, Rentnern und Studenten bezahlt wird.

Annemarie Borgmann, Bundestagsabgeordnete der Grünen

● Kurz berichtet

Eine Impfkampagne gegen Masern und Tetanus findet gegenwärtig in Angola statt, durch die vor allem Kinder zwischen neun Monaten und drei Jahren sowie Frauen zwischen 15 und 45 geschützt werden sollen.

Die 500millionste Tonne Steinkohle wurde kürzlich im größten Steinkohlentagebau der Welt, der Kasachstaner Grube „Bogatyr" in Ekibastus, gefördert.

Der erste mongolische Klub der Nichtraucher ist in Ulan-Bator gegründet worden. Ihm gehören mittlerweile bereits 350 Tabakverächter an.

Überreste einer vor 20 000 Jahren entstandenen menschlichen Siedlung entdeckten Wissenschaftler in einem Steinbruch nahe der westungarischen Gemeinde Napad.

Bereits das 2. Jahrzehnt bestehen in der ČSSR „Klubs der abgehärteten Kinder", in denen jedes Kind Mitglied werden kann, das morgens und abends kalt duscht. Untersuchungen ergaben, daß die „Abgehärteten" beträchtlich seltener an Erkältungen und Bronchitis leiden als andere Kinder.

Die Sendestation des Afghanischen Rundfunks Kabul sendet 18 Stunden täglich Programme in den Hauptsprachen Pashtu und Dari sowie in Sprachen nationaler Minderheiten. Ein Transistorradio zum Empfang besitzt fast jede Familie in Afghanistan.

In der mit DDR-Hilfe entstehenden Keramikfabrik „III. Parteitag" auf der kubanischen Insel der Jugend wurde der erste von zwei neuen Tunnelöfen gezündet.

Eine Brücke aus Eis haben jakutische Straßenbauer im Raum der sibirischen Stadt Jakutsk über die Lena geschlagen. Mit Hilfe von Beregnungsanlagen wird das Eis auf dem Fluß so weit verstärkt, daß es schwere Fahrzeuge tragen kann. Den Übergang passierten bereits ganze Autokarawanen.

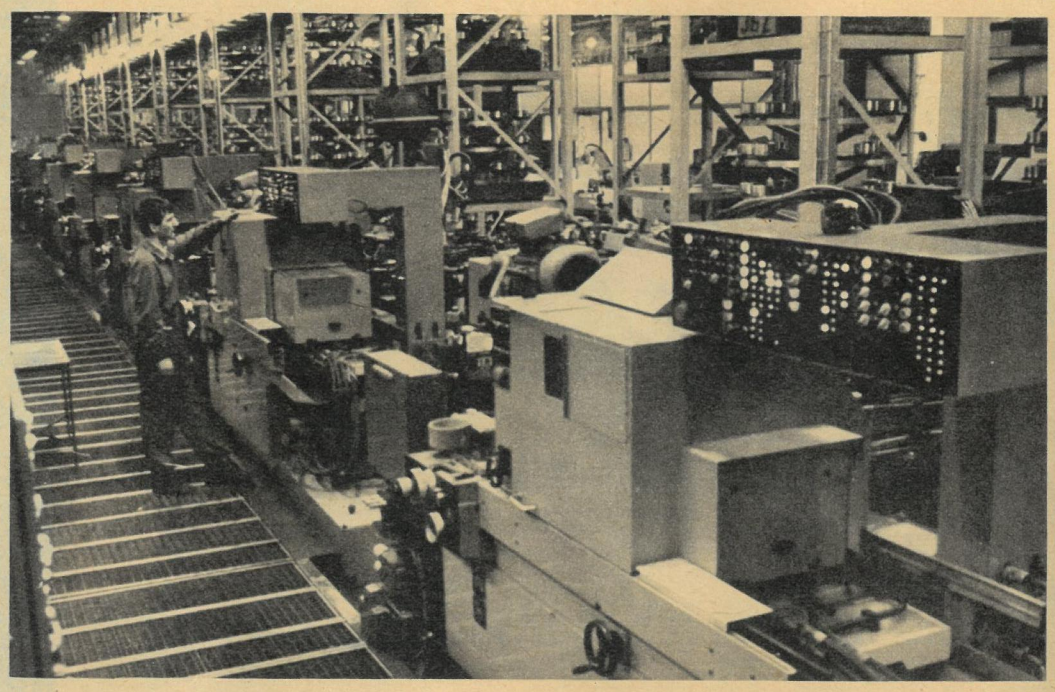
Fotos: ADN/ZB

Gemeinsam ins Jahr 2000

Eine knappe halbe Autostunde südlich von Warschau, nahe Otwock Stary, bot ein über 200 Jahre altes Barockschloß den äußeren Rahmen für ein inhaltsreiches Treffen. Erich Honecker und Wojciech Jaruzelski, die ersten Repräsentanten unserer befreundeten Staaten, konsultierten am 16. Dezember einander nach gutem Brauch (Foto oben) und setzten ihre Unterschriften unter ein Dokument von historischer Tragweite. Nach der UdSSR, Ungarn und der ČSSR ist nun auch die Volksrepublik Polen für die weitere gemeinsame Wegstrecke in Wissenschaft, Technik und Produktion bis ins Jahr 2000 hinein unser Vertragspartner. Diese Zusammenarbeit wird alle grundlegenden Wirtschaftsbereiche und Industriezweige erfassen, die einen entscheidenden Einfluß auf die bessere Versorgung des Binnenmarktes beider Länder haben. Über 200 abgestimmte Themen stehen zu Buche. Die Weichen sind gestellt, allein im demnächst beginnenden Fünfjahreszyklus wird der Umfang des Warenaustauschs zwischen der DDR und der VR Polen um fast ein Drittel gegenüber dem vorangegangenen Vergleichszeitraum anwachsen.

28 Prozent der ausgetauschten Erzeugnisse werden Ergebnisse enger Spezialisierung und Kooperation der Partner in beiden Ländern sein. Für 70 erzeugniskonkrete Vorhaben sind die Spezialisierungs- und Kooperationsverträge verlängert beziehungsweise neu vereinbart. Erich Honecker und Wojciech Jaruzelski, die einander ausführlich über die Vorbereitungen auf den XI. Parteitag der SED beziehungsweise den X. Parteitag der PVAP informierten, tauschten ihre Meinungen zu Schlüsselproblemen der internationalen Lage aus. Beide äußerten die Überzeugung, daß die Ergebnisse des Genfer Treffens zwischen M. Gorbatschow und R. Reagan günstigere Voraussetzungen zur Lösung des für die gesamte Menschheit dringendsten Problems von Krieg und Frieden schaffen. Alles in allem, nach den Begegnungen beider Partei- und Staatsführer im August 1983 und vor gut einem Jahr in der DDR war der neuerliche Freundschaftsbesuch ein weiterer Markstein zur Vertiefung der vielschichtigen Zusammenarbeit zwischen der SED und der PVAP, zwischen beiden Staaten und Völkern im Herzen Europas. Die zur Sprache gekommenen Tage der Kultur der DDR beziehungsweise der VRP im jeweiligen Partnerland im nächsten Jahr, der weiter zu entwickelnde Ferienaustausch von Kindern und Jugendlichen und nicht zuletzt auch der verstärkte Urlauberaustausch der Gewerkschaften werden die Menschen beider Länder einander näherbringen, das Verständnis füreinander fördern, ihrem Wohl und dem Frieden dienen.

Klaus Taubert



Das Maschinensystem FZ 200 aus dem Kombinat „7. Oktober" Berlin ist in der Hütte „Stalowa Wola" zur Produktion von Getriebe-Zahnrädern für Baumaschinen eingesetzt.

Sein letzter Film

Sergej Gerassimow wäre achtzig geworden, das sah man ihm nicht an, und neben seiner zarten schönen Frau, der Schauspielerin Tamara Makarowa, wirkte er stark wie ein Baum. Oft schien er unnahbar, es gibt wenige Bilder, auf denen er lächelt, doch in Gesprächen war er aufgeschlossen, er hatte Temperament und Witz. Erinnerung an eine letzte persönliche Begegnung im Herbst dieses Jahres: Sergej Gerassimow als Gast der Akademie der Künste der DDR, zu deren korrespondierenden Mitgliedern er gehörte. Professor Kurt Maetzig begrüßte ihn als herausragenden Filmregisseur, Schauspieler, Drehbuchautor, Lehrer, Kulturpolitiker und „nebenbei bemerkt, ist er ja auch noch ein begeisterter Pelmenikoch…" Gerassimow stellte seinen 1984 in Karlovy Vary mit dem Grand Prix ausgezeichneten Film „Lew Tolstoi" vor, zu dem er das Drehbuch schrieb, Regie führte und Tolstoi spielt (siehe Foto). „Ich habe mich mein Leben lang auf diesen Film, auf diese Rolle vorbereitet." Nun ist es sein letzter Film. Vermächtnis eines bewundernswerten Künstlers, der Jahrzehnte sowjetische Filmgeschichte schrieb und Meisterwerke schuf. Das bedeutendste, wohl auch international berühmteste „Der stille Don" nach dem Roman von Scholochow. Unvergessen bleiben auch seine Filme „Die Junge Garde", „Am See", „Der Journalist", „Menschen und Tiere", „Die Jugend Peter I.", den er 1979 in Koproduktion mit der DEFA drehte. Die Nachricht von seinem Tod traf ein, da der Film „Lew Tolstoi" gerade synchronisiert wird, er kommt im Februar 1986 in unsere Kinos – er bringt ein Wiedersehen mit dem großen Schauspieler und Regisseur Sergej Gerassimow.

Ursula Weil

Atomkrieg als. Freizeitspaß

Alle Jahre wieder ist Weihnachten, alle Jahre wieder wird zum Problem: Was schenkt man wem? Da mustern suchende Augen häufiger als sonst die Auslagen der Spielzeugläden und dies nicht nur der lieben Kleinen wegen. Eine gewisse Neigung zum Spielen ist bei Menschen jeden Alters anzutreffen, warum also sollte nicht eines der beliebten Familien- oder Gesellschaftsspiele den Gabentisch bereichern – wo auch immer! Es gibt ihrer viele und manche davon sind sozusagen international. Man kann sie fast überall finden. Indes gibt es auch Exklusiv-Erzeugnisse der westlichen Welt, genauer gesagt der Vereinigten Staaten von Amerika. Ihr Gegenstand ist der Nuklearkrieg, geführt am Spielbrett mit Würfeln und Spielmarken als Freizeitspaß für mindestens zwei, gegebenenfalls aber auch sechs Personen. Ersonnen in den USA, sind sie sozusagen im Troß US-amerikanischer Soldaten vielerorts aufgetaucht, nicht zuletzt in der Bundesrepublik. Auch dort finden sie ihre Käufer und Interessenten. Das Angebot ist reichlich; reißerische Titel enthüllen das Feld künftiger Spielerfreuden: „Fulda Gap (Schneise) – die erste Schlacht des nächsten Krieges", „Ultimatum" oder „Risiko" – soweit ein paar ältere Muster. Neueren Herstellungsdatums sind „Der rote Sturm – ein Spiel von der Invasion Westdeutschlands", „Zielpunkt Moskau – die Vernichtung des Sowjetkommunismus" und „Der dritte Weltkrieg – Schlacht für Deutschland" – meist spielbar für Personen ab 10 Jahre, wie Verkäufer beflissen versichern. – Betrachten wir die vorgegebene Szenerie, in der sich Spielfreudigkeit austoben soll. Bei „Ultimatum" gleicht das Spielfeld einer Bienenwabe. Jedem der beiden Spieler gehört eine Hälfte des Brettes, das Städtenamen aufweist; Moskau, Kiew, Kaliningrad, Nowosibirsk, Alma-Ata auf der einen, New York, Miami, San Francisco auf der anderen Seite. Dazu gibt es blaue bzw. rote Spielmarken, die Raketen, Bomber, Jäger, U-Boote und – Atompilze symbolisieren, von letzteren stehen pro Spiel 144 zur Verfügung. Spielannahme: Während die friedfertigen USA nur eine Verteidigungsstrategie betreiben, rüstet die böse Sowjetunion immer mehr und wird „offensiv", es „kommt zum Krieg". Nun wird Vernichtung gespielt; wer einen Atompilz aufs Brett bringt, darf vorher auf einen eigens dafür vorhandenen Knopf drükken. Bei „Fulda-Schneise" zeigt die Spielfläche ein Stück DDR um die Stadt Eisenach und einen Ausschnitt der BRD zwischen Kassel, Köln, Kaiserslautern und Würzburg. Den „roten Sturm" beschreibt eine BRD-Illustrierte so: „Zwei Personen, zwei Würfel, ein Spielfeld – die Bundesrepublik mit ein bißchen Frankreich und DDR dran – und das große Schlachten kann beginnen. Verlierer ist, wer zuerst kapituliert, wer ein Friedensangebot macht. Verlierer ist freilich auch der, dessen Gebiet ‚am stärksten verseucht' ist – Giftkrieg am Wohnzimmertisch." Mal geht es um ein Stück Europa, mal um die ganze Welt – eines ist den Spielanleitungen gemeinsam: daß „die Russen" anfangen und „der Westen" sich nur „verteidigt", indessen jedoch – wie könnte es anders sein – am Ende immer „gewinnt". Ansonsten werden die Spiele ständig aktualisiert; lag der angenommene Kriegsbeginn bei früheren Ausgaben in den achtziger Jahren, so wird er nun in das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts projiziert. Wer solches kauft – sei es zum Eigengebrauch, sei es als Geschenk – ahnt selten, wem er da, abgesehen von der Herstellerfirma, auf den Leim geht. Dem Mister Dunnigan beispielsweise, Militärberater des Pentagon und Dozent an einigen Militärakademien der USA, der über 300 dieser Simulationsspiele „erfunden" hat, in denen er strategische Wunschvorstellungen aus den Chefetagen der Washingtoner Militärzentrale publikumswirksam primitiv zur zielgerichteten Manipulation menschlicher Hirne jedweden Alters vermarktete. „Spielend" wird Vernunft von Größenwahn verdrängt, Realitätssinn durch Machtrausch ersetzt, zugleich aber auch die unumstößliche Wahrheit negiert: Würde nur eines dieser abscheulichen Spiele Wirklichkeit, hieße es zur fälligen Jahreszeit niemals mehr „Merry Christmas" oder „Fröhliche Weihnachten", sondern nur noch „rien ne va plus" – nichts geht mehr.

Horst Schötzki

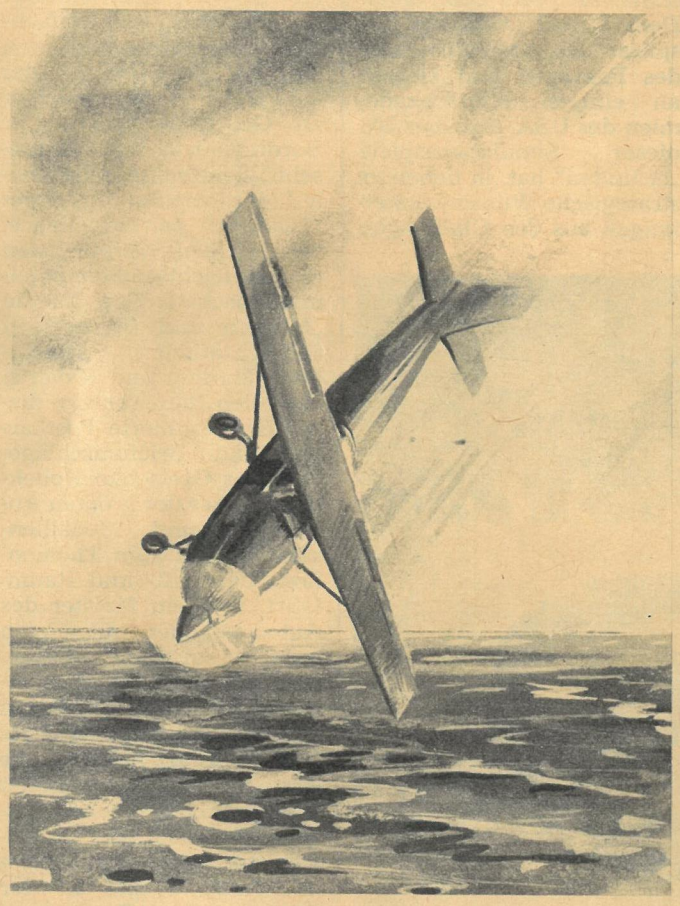
Kosmische Steckenpferde

Malerei, Numismatik, Philatelie, Karosseriedesign – die Palette ist so schillernd wie die Farben im All. Und ihre Hobbys sind so verschieden wie ihre Charaktere. Gemeinsam haben sie den Beruf: die Männer der Schwerelosigkeit, die sich mit ihren Steckenpferden ein Stück irdischer Schwerelosigkeit bescheren. Ablenkung vom Streß des risikovollen Raumfahrertrainings oder bleibende Rückerinnerung an Berufswünsche aus der frühen Jugend. Unter diesen Männern, die als Helden im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen, gibt es echte Hobby-Multis. So den jüngsten Dreifach-Kosmonauten und ältesten aktiven Raumfahrer der UdSSR, den Mittfünfziger Dr. Georgi Gretschko. Der Bordingenieur und Raumschiffskonstrukteur hat viele Leidenschaften. Er ist ein Philatelist par excellence, besitzt den originellsten und vielleicht größten Briefmarkenschatz zum Thema „Mensch und Sterne": in Orbitalstationen gestempelte Marken und Kuverts, von allen Raumfahrern dieser Erde signierte Postkarten und Briefumschläge. Dazu ist Gretschko Kollektionär einer der größten Abzeichen- und Medaillensammlungen zum Themenkreis der Luft- und Raumfahrt. Und ein Meister des Autocross, der mit einem selbstpräparierten Geländekleinwagen Aufsehen erregte. Wertvolle Stücke in seinem Briefmarkenschatz sind Postwert-Zeichen, die sein letzter Kommandant Wladimir Dshanibekow entwarf, der sich als Buchillustrator einen zweiten Namen machte und an der Staffelei der Konkurrent von Alexej Leonow, dem malenden kosmischen Erstaussteiger, ist. Jewgeni Chrunow aus der Gagarin-Garde schrieb gemeinsam mit Psychologen ein Buch über Flüge zu Nachbarplaneten. Kommandant Pjotr Klimuk findet Freude an Holzschnitzereien. Sein erster Bordingenieur Dr. Sewastjanow dagegen, mit dem Klimuk über zwei Monate im All zusammen war und sich mit ihm in der Schwerelosigkeit manches Duell mit Pferd, Bauer und Dame lieferte, wird jetzt an seinem Denksport keine rechte Freude empfinden. Er, Präsident der Schachföderation der UdSSR, sah in seinem Freund Karpow, mit dem er kosmisches Fernschach spielte, den Favoriten im WM-Match.

K.-H. Eyermann

Sturz in den Pazifik

„Ihr säbelt ja die Masten ab!“ brüllt Kapitän Motschalow. Im Tiefflug rast ein Amerikaner über das Kühlschiff „Ussuriskaja Taiga“. Die viermotorige Maschine zieht eine Linkskurve und zischt erneut über das Deck. Vom Bug zum Heck. Mal wieder 'n kleiner Nervenkitzel, denkt Motschalow und klopft ärgerlich die Pfeife aus. Nach einem Vollkreis brummt der Ami ein drittes Mal auf die „Taiga“ los. Über Bord wakkelt er mit den Flügeln. Soviel Unverfrorenheit hat selbst Käpt'n Motschalow



noch nicht erlebt. Und er kennt sich auf allen Meeren aus. Seit über dreißig Jahren. „Was sagt der Funker?“ will Motschalow von seinem Ersten wissen. „Nichts. Keinerlei Verbindung.“ Als das US-Flugzeug zum fünften Mal den sowjetischen Ozeanliner rasiert – wieder vom Bug zum Heck –, flüstert dem alten Fahrensmann dessen „sechster“ Sinn: Es muß etwas passiert sein. Will der Pilot uns vielleicht auf Gegenkurs lotsen? Die „Ussuriskaja Taiga“ läuft vollbeladen nach Wladiwostok. Zurück in Richtung Hawaiische Inseln? Welche Begründung, grübelt der Alte, trage ich ins Logbuch ein? Da heult der Amerikaner schon wieder übers Deck – vom Bug zum Heck. Motschalow läßt wenden. Mit voller Kraft folgt die „Taiga“ der mysteriösen Linie, die das Flugzeug der US-Küstenwacht angedeutet hat. Und: Der Amerikaner fliegt davon. Noch nie hat Motschalow das Meer so abgesucht wie jetzt, nicht einmal damals, als er die Ostsee von Minen räumte. Die „Taiga“ rauscht auf Gegenkurs dahin. Aber: nichts zu sehen, nichts passiert. Endlich! Ein Schimmer am Horizont. Orangefarbener Nebel. Ein Schiffsbrand? Über dem Lichtschein kreist ein Flugzeug: der Amerikaner. Noch eine halbe Meile. Rosa-orange verwandelt sich in scharfes Gelb-rot. Blakende Nebelkörper bilden einen Kreis um ein Schlauchboot, mit dem die See Achterbahn spielt. Ein menschliches Etwas krallt sich an den Haltegurten fest. Haie umlauern in respektvollem Abstand den Feuerkreis. Die sowjetischen Matrosen ziehen eine Frau ins Rettungsboot. An Bord der „Taiga“ kommt sie sogleich in die Obhut von Natascha Popowa, der Schiffsärztin. Die Gerettete berichtet dem Kapitän: Ich bin Heidi Ann Porg, USA. Sollte eine ‚Cessna‘ zu einem Kunden nach Neuseeland fliegen. Es war mein zehnter Transatlantikflug. Der Motor streikte. Konnte gerade noch meine Koordinaten durchgeben… – Neunzehn Stunden lang war die Pilotin der unendlichen, immer hoffnungsloser werdenden Einsamkeit im Ozean ausgesetzt. *Volker Hempel*

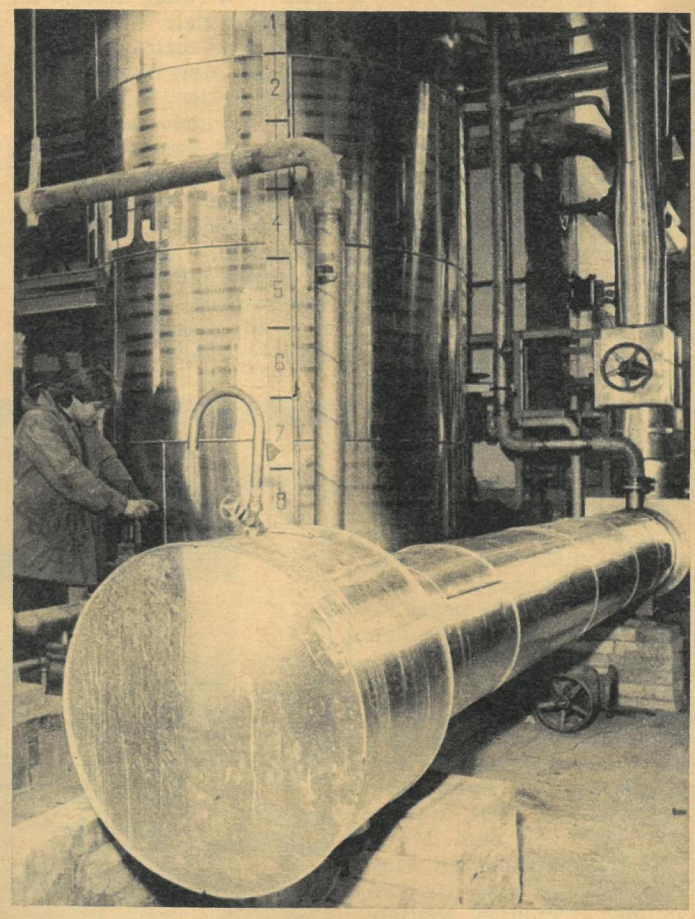
(Nach Informationen aus „Literaturnaja Gaseta“)

Informatorisch

Während des internationalen Erfahrungsaustausches führender Vertreter von Gesellschaften sozialistischer Länder für Freundschaft mit der UdSSR in Berlin empfing der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, die Delegationsleiter, um sie über die Vorbereitung des XI. Parteitages der SED und Vorhaben der Freundschaftsgesellschaft zu informieren.

Stilistisch

Für diesen bequemen Damenmantel mit gerader Silhouette wählten die Mitarbeiter vom Zentralen Modehaus Georgiens hellen Tuchstoff. Hierfür sowie für alle anderen Modelle '86 planen die Modeschöpfer gegenüber der vergangenen Saison kaum Änderungen in Form und Proportionen – durch freies Kombinieren beliebiger Kleidungsstücke, Farben und Accessoires soll ein neuer Stil entstehen.



Agrarisch

Die moderne Papierfabrik im nordmährischen Paskov ist eine der größten und jüngsten ihrer Art in der ČSSR. Ihr angeschlossen ist ein Betriebsteil zur Produktion von jährlich 24 000 Tonnen Futterhefe, die große Bedeutung für die geplante Erweiterung der Futterbasis der tschechoslowakischen Landwirtschaft hat. Die in der Futterhefe enthaltenen Proteine bewirken eine beträchtliche Gewichtszunahme bei Rindern und Schweinen.

Paritätisch

Vor Beginn der 37. Tagung der Paritätischen Regierungskommission DDR–UdSSR: Gerhard Schürer (Mitte) und Alexej Antonow (links), die Vorsitzenden beider Seiten des Gremiums, im freundschaftlichen Gespräch (mit Rudi Georgi, Minister für Werkzeug- und Maschinenbau). 17 Regierungsabkommen und Ministervereinbarungen sowie 19 Zweigabkommen wurden nach dreitägigen Beratungen in der Hauptstadt der DDR unterzeichnet.

Wie lang ist ein Meter?

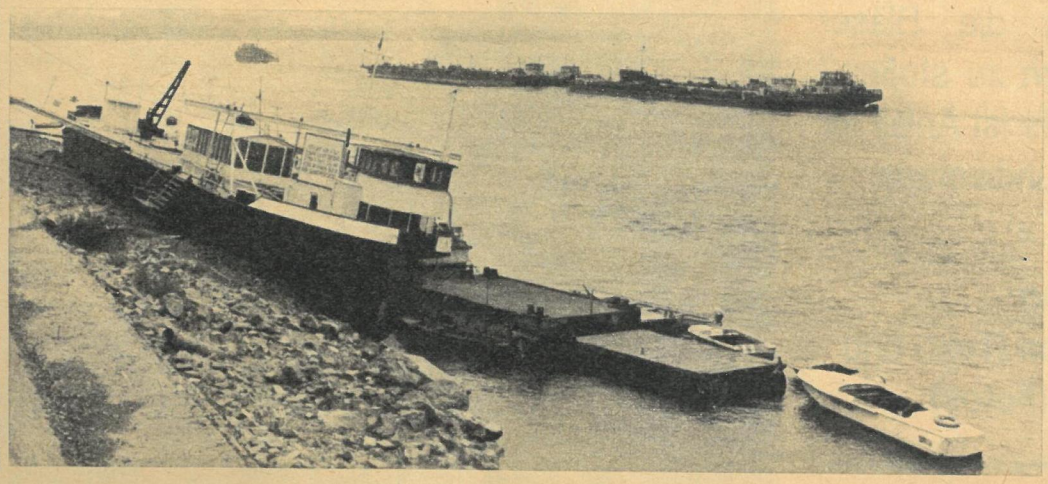
In der Sowjetunion tritt ab Januar 1986 ein neues Staatliches Normal für das Meter in Kraft. Damit wird die von der 17. Generalkonferenz für Maß und Gewicht angenommene neue Definition für das Meter in der UdSSR realisiert. Nach dieser Definition ist das Meter die Länge der Strecke, die Licht im Vakuum während der Dauer von 1/299 792 458 Sekunde durchläuft. Alle bisherigen Definitionen für das Meter enthielten entweder den Bezug auf eine Maßverkörperung, zum Beispiel das Urmeter, oder auf einen atomaren Eigenwert, zum Beispiel die Wellenlänge eines bestimmten Strahlers. Das hatte zur Folge, daß die Genauigkeit von den technischen Darstellungsmöglichkeiten abhing. Die Fortschritte von Wissenschaft und Technik haben wiederholt zu Änderungen der Meterdefinition geführt, wobei jedesmal etwas mehr Genauigkeit bei der Festlegung des Meters gewonnen wurde. Die neue Definition setzt diesem Weg ein Ende. Das Meter ist nun auf einen für alle Zeiten gültigen Wert festgelegt und braucht nicht mehr geändert zu werden. Für außerterrestrische Messungen, z. B. Satellitenbeobachtungen oder Messungen der Entfernung Erde–Mond wird die Laufzeit von Lichtimpulsen registriert und damit die Meterdefinition direkt angewandt. Abstände oder Längen auf der Erde selbst können gegenwärtig so nicht mit der notwendigen Genauigkeit gemessen werden. Hier bedient man sich der Wellenlänge von Strahlungen frequenzstabilisierter Laser. Solche Laser können heute mit sehr hoher Präzision hergestellt werden. Auch in der DDR, im Amt für Standardisierung, Meßwesen und Warenprüfung (ASMW), wurden solche Laser entwickelt, so daß seit der Einführung der neuen Meterdefinition diese auch in der DDR praktisch angewandt werden kann. Zwischen dem Amt für Standardisierung, Meßwesen und Warenprüfung und Instituten der Sowjetunion (insbesondere dem Forschungsinstitut für Metrologie „D. Mendelejew" in Leningrad) besteht eine gute Zusammenarbeit bei der weiteren Entwicklung metrologischer Voraussetzungen für die praktische Einführung des „neuen Meter" in die Volkswirtschaften beider Länder.

Dr. Karl Schmidt

„Trockenfall" der Donau...

Die Nachricht, die auch der Donauschiffahrt und den Stromhäfen Bulgariens wenig Erfreuliches verhieß, kam nicht erst mit den Schiffern den Strom herab, sie eilte ihnen voraus: Die Pegelstände der Donau – nach der Wolga zweitlängster Strom Europas (rund 2900 Kilometer) – fielen und fielen... Einem ungewöhnlich harten, zugleich schneearmen Winter – fast überall im europäischen Südosten – war ein Frühling gefolgt, der mit Niederschlägen geizte. Doch erst recht kargte der Sommer mit lebenspendendem Naß, vor allem in Bulgarien, wo man vergleichbar lang dauernde Trockenperioden, gepaart mit extremer Hitze, seit längerem so nicht erlebt hat. Obwohl andere Donauländer, stromauf, vom „himmlischen Wettermacher" zuweilen immerhin mit kurzen, raschen Regengüssen bedacht wurden, begannen die Donauschiffer – längs des gesamten, auf 2580 Kilometer „lasttragenden" Stroms – bereits von der Sommermitte an über beschwerlich niedrige Wasserstände und vermehrte hinderliche Seichtstellen zu klagen. Vielerorts blieben seither Strombagger im Dauereinsatz, um Fahrrinnen und Hafenzufahrten von abgelagerten Schwemmstoffen freizuhalten. Als erstes hatte die Passagierschifffahrt – dabei insbesondere die traditionsreiche Donau-Fahrgastkreuzfahrt – empfindliche Stockungen erlitten. Bald schon sahen sich die Kapitäne der Prahme und Motorgüterschiffe gezwungen, den Strom zunehmend mit verminderter Ladung und verringertem Tiefgang zu befahren. In der letzten Oktoberwoche schließlich wurde aus nahezu allen bulgarischen Donauhäfen ein regelrechter „Trockenfall" der Donau gemeldet. Das rief uns nach Widin – zum großen Donaubogen, gegenüber dem rumänischen Kalafat. Hier bot sich uns ein Bild, von dem betagte Schiffer und Fischer meinten, daß sie gleiches ihr Lebtag nicht gesehen hätten. Sämtliche Lande- und Bootsstege, die sich ansonsten auf ihren luftgefüllten Schwimmkörpern mit schwankendem Pegel heben und senken, ebenfalls der schwimmende, fest ans Ufer vertäute „Flußbahnhof" (Bild unten) sowie Barkassen, Schuten, Schlepper, saßen buchstäblich auf dem Trokkenen. Behäbig, müde und kraftlos glitt das grünlichgelbe Wasser an den tangbewachsenen Geröllschüttungen und -ablagerungen des Ufers vorbei, und nichts zeugte von dem mächtigen Strom, der bei Hochwasser so bedrohlich und gefährlich werden kann. Slawtscho Stefanow, einer der Hydrologen, die der Donau regelmäßig „den Puls fühlen", stand, als er seine Messungen vornahm (Bild oben), weit stromein – auf eigentlichem Flußgrund. Die Pegel-Höchststand-Marke hoch am Uferkliff überragte ihn um volle acht Meter! Wollen vollbeladene Schiffe an den Kais anlegen, brauchen sie etwa drei Meter Wasser unterm Kiel, erfuhren wir in der Direktion des Widiner Hafens. Daher ringen Schiffer und Hafenleute im wahrsten Sinne des Wortes um jeden Zentimeter. Mit hohem Einsatz mühen sie sich, soviel wie nur irgend möglich an Gütern umzuschlagen – sowohl in Widin als anderswo. Denn Industrie, Bauwesen und Bevölkerung müssen vor Herannahen des Winters und drohender Donau-Vereisung mit allem Erforderlichen (vorzugsweise mit Brennstoffen und Baumaterialien) versorgt werden. Obgleich ausgangs des Novembers verbreitet Regen fiel, wird es zweifellos noch eine geraume Weile dauern, bis die dem bulgarisch-rumänischen Stromabschnitt vorausgehenden etwa hundert Donau-Nebenflüsse für einen neuerlichen kräftigen, pegelerhöhenden Wasserschub sorgen...

Boris Koshucharow



● Erfahrenes

Meines Erachtens besteht Gegenwartsnähe nicht in einer blinden Fixierung von äußerlichen Merkmalen des Heute, sondern in erster Linie in der tiefschürfenden Gestaltung volksnaher Charaktere.

Sergej Bondartschuk, UdSSR, Schauspieler und Regisseur

● Am Rande

Der tschechoslowakische Eishockey-Schiedsrichter Pavel Gainy besitzt eine umfangreiche Sammlung von Gegenständen, die von allzu erregten Fans auf die Eisbahn geworfen wurden. Dazu gehören Wäscheklammern, Feuerzeuge, Brillen, Schlüssel und Taschenmesser. – Auf alle Fälle eine Schau recht unsportlicher Trophäen.

● Persönliches

Der Chefkoch des Budapester Restaurants „Berlin", Miklos Meszaros, errang mit seinen originellen Gerichten beim Wettstreit der prominentesten Küchenmeister aus Donau-Ländern in der jugoslawischen Stadt Novi Sad den „Goldenen Donau-Fischtopf" als Siegerpokal.

Der nur wenige Monate alte Nguyen Duc Cuong, dessen Herz bei der Geburt außerhalb des Brustkorbs in der Nabelgegend lag, ist wieder wohlauf: In einer zweieinhalbstündigen Operation gelang es den Ärzten des Kinderkrankenhauses Nummer 2 in Ho-Chi-Minh-Stadt, das Organ in seine normale Position zu bringen.

Dreißig Mitglieder zählt das Familienorchester Raitsalu aus dem estnischen Vyra, das kürzlich sein 50jähriges Bestehen feierte. Begonnen hatte alles mit einer Harmonika, die die jungen Eheleute Juchan und Linda seinerzeit auf einem Jahrmarkt erstanden. Aus dem Familien-Duett erwuchs der heutige Klangkörper.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hohlfeld (2), Sofia-Press/L. Paschew (2), ADN/ČTK-Galgonek, TASS/Kikwadse, V. Kusin, Repros aus Stern (2); Zeichnung: R. Schwalme; Vignette: D. Schüler.

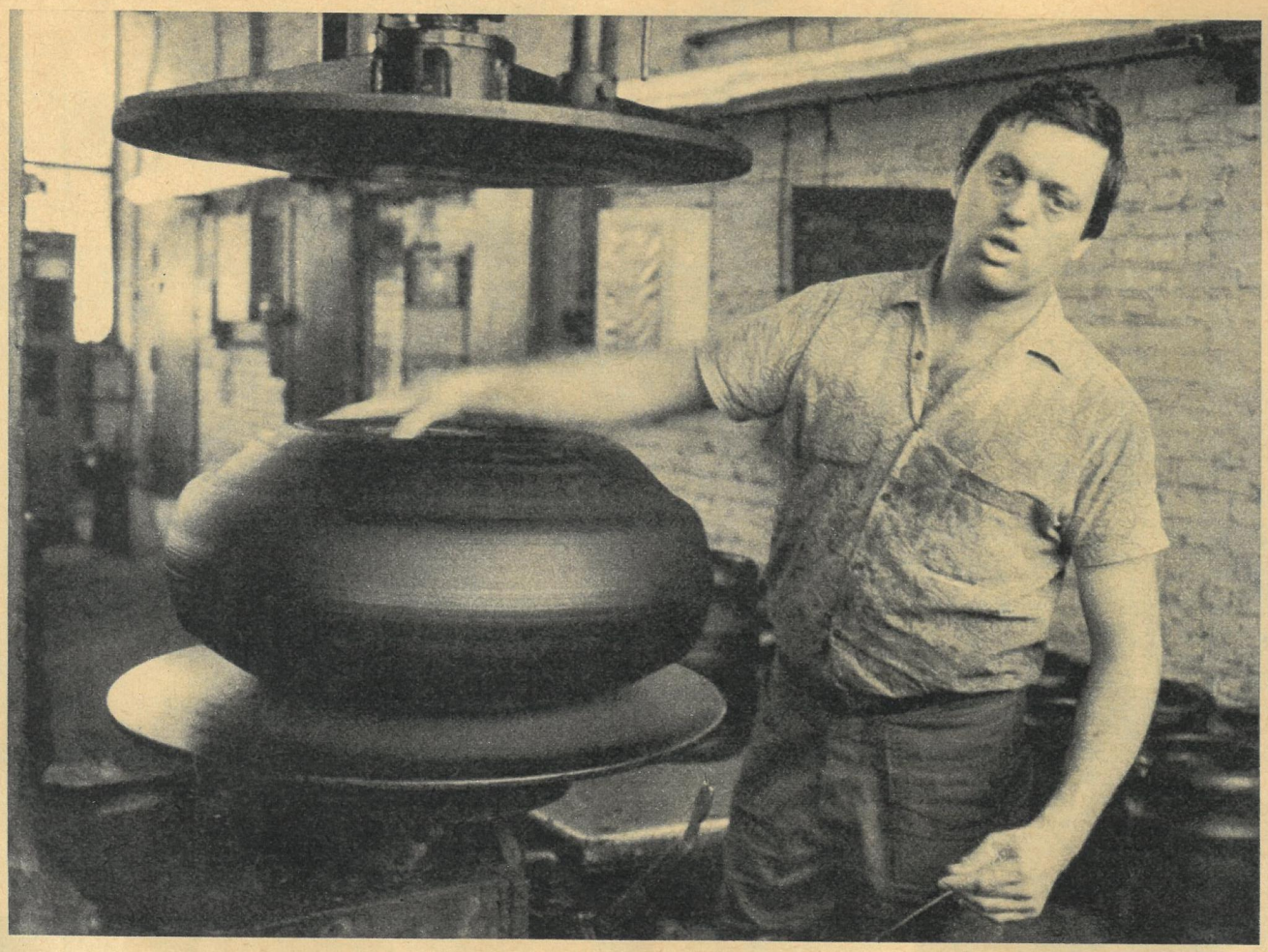
Wo Reifen hergestellt werden, geht es um Profil und Qualität. Doppeltes Profil aber besitzen diese gutgelaunten Trompeter, Hornisten, Klarinettisten, Saxophonspieler und Tubabläser. Und der Schlagzeuger auch. Sie sind gute Arbeiter und besessene Musikanten, die Männer vom Blasorchester des Stammbetriebs VEB Reifenkombinat Fürstenwalde. Für dieses Foto haben sie sich dort aufgestellt, wo ihre Arbeit besonders sichtbar wird: auf dem Versandplatz.

TUSCH MIT PROFIL

Musizierende Reifenwerker und Werktätige aus anderen Fürstenwalder Betrieben. Einer kommt zu Proben und Konzerten seit Jahren treu und brav gar aus Müncheberg. Ein Orchester mit weithin gutem Klang und Namen. Haben die Bläser Grund, kräftig ins Horn zu stoßen? Die Sicht aufs neue Jahr ist Anlaß für Gedanken zurück und voraus.

Ein Beitrag
von Klaus Hurrelmann (Text) und
Detlef Christel (Fotos)

Tusch mit Profil



Ein Akkordeonorchester hätt's auch sein können. Das läge ebenso nahe wie eine Blaskapelle. Jedenfalls für Reifenmacher, die ja auch von Berufs wegen mit gebündelter Luft umgehen. Aber es war eben ein Blasorchester, zu dem sich Fürstenwalder Arbeiter 1951 zusammentaten. Die Luft ging ihnen seither nicht aus. Obwohl es Höhen und Tiefen, nicht nur musikalisch, gab. Das Höchste – zweifellos der gute Ruf, den der Klangkörper hat. Auch die Urkunde für das „Hervorragende Volkskunstkollektiv" und viele andere Bescheinigungen mit Stempel und Unterschrift für die gesellschaftliche Nützlichkeit der Freizeitmusik dieser zweiundzwanzig. Wo haben sie nicht überall geblasen – an fröhlichen wie an feierlichen Tagen. Und nun ein paar aus der Schar herauspicken, sie etwas genauer vorstellen? Da muß der Zufall helfen. Also ein Junger, ein paar „Mittelalterliche", ein Älterer.

Den Senior Erich Linke (74 Jahre zählt er) haben wir nicht getroffen, weil er krank war. Mit ihm und seinem Hund wollten wir durch Fürstenwalde spazieren. So sind in unserem Schauorchester nur einundzwanzig zu sehen. Siegfried Witzmann führt den Stab erst seit 1985. Er war viele Jahre Chef des Stabsmusikkorps der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung. Ein Mann von Format also, der numehr – als Nebenauftrag – die Leitung dieses renommierten Laienorchesters übernahm.

Baß-Tuba und zwei Berufe

Da ist Horst Munkenbäck (37), Munki genannt, der die Baß-Tuba bläst. Gut und gern. Gelernt hat er das Blasmusizieren im Eberswalder Posaunenchor. Da war er noch ein Junge, und sie haben Kirchenmusik gemacht. Er will diese Zeit, da sein Talent zum Können wurde, nicht missen. Er war Maler in Eberswalde und wurde Reifenwerker in Fürstenwalde, weil er dort eine Wohnung bekam. 1976. Im Reifenwerk blieb er nicht lange Anlernling. Abends, in der Betriebsakademie, büffelte er sich zum zweiten Facharbeiterbrief durch.

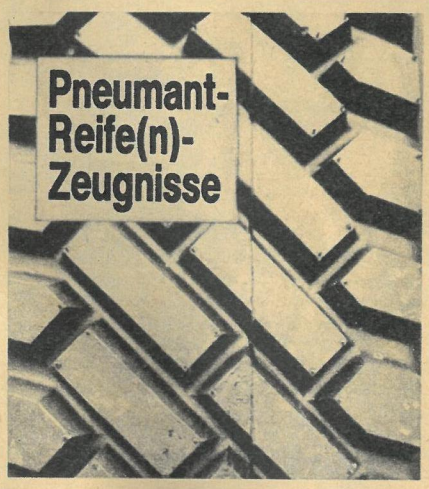
Die beiden Kinder, Dina und Michael, machen auch Musik. Der Junge bläst das Flügelhorn, zunächst noch bei Vatern zu Hause. „Bis er soweit ist, daß er mitmachen kann." Das Mädchen spielt in einem Pionierblasorchester, will Lehrerin für Russisch und Englisch werden und besucht deshalb die Internatsschule Wiesenburg.

Kollegen mischen sich ein: „Hast du erzählt, daß du gerade Aktivist geworden bist?" Nee, natürlich nicht. Das war zum „Tag des Chemiearbeiters". Also bei den anderen weitere Erkundigungen einholen: Für das Gespräch mit den Zei-

Horst Munkenbäck, Vulkaniseur, spielt die Baß-Tuba (links).

Thorsten Reimann, Lehrling, spielt das Waldhorn (rechts).

Dieter Pohl, Lehrobermeister bei Gaselan, bläst Trompete (unten).

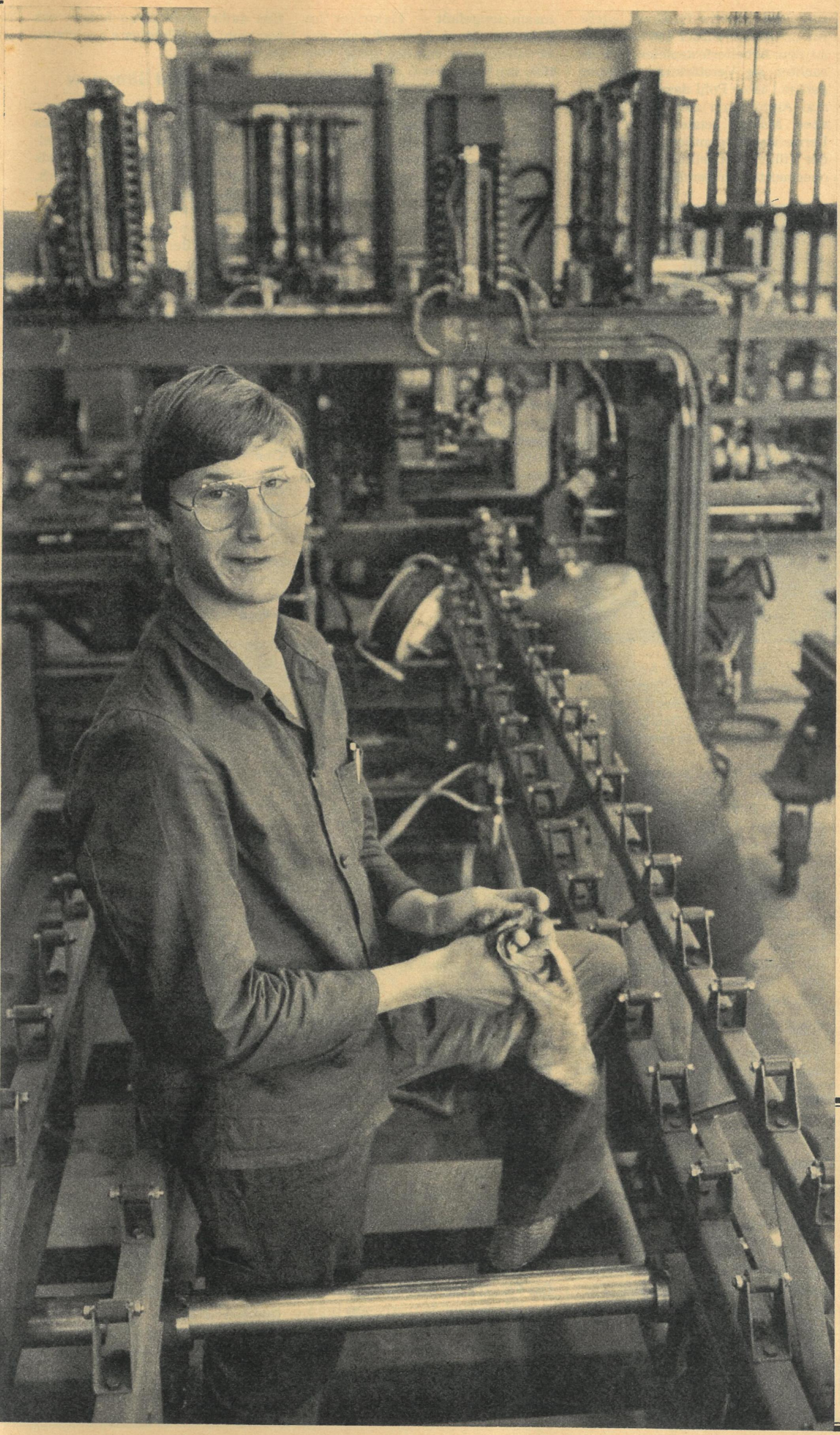


Mehr als 11 000 Facharbeiter, Ingenieure und Wissenschaftler beschäftigt der VEB Reifenkombinat Fürstenwalde. Neben dem Stammbetrieb gehören vier weitere Reifenwerke und ein Leitbetrieb für Runderneuerungen dazu. **Das Warenzeichen PNEUMANT** kennzeichnet mehr als 100 Reifendimensionen mit über 70 Spezialprofilen. Zum XI. Parteitag der SED nimmt ein neues Stahlkordwerk in Fürstenwalde die Produktion auf.

2801 Reifenwerker von 4500 der Stammbelegschaft übernahmen bisher zum XI. Parteitag persönliche Einzelverpflichtungen, die besonderes Engagement offenbaren. So liefert Hartmut Schullmann, ein Initiator der im ganzen Bezirk Frankfurt/Oder aufgegriffenen Bewegung „Mein Wort – meine Tat zum XI. Parteitag der SED", in jeder Schicht zwei Überplanreifen bester Qualität.

Höherer Veredlungsgrad ihrer Erzeugnisse ist Devise der Reifenwerker. Forschung und Entwicklung konzentrieren sich auf ein günstiges Masse-Leistungs-Verhältnis der Reifen. Der neue LKW-Ganzstahlreifen z. B. erreicht eine Laufstrecke von 150 000 Kilometern (Diagonal-LKW-Reifen: bis 70000; Radialreifen: bis 100000 Kilometer).

Mikroelektronik und Robotertechnik wurde bis Herbst 1985



tungsleuten hat „Munki“ vorgearbeitet, denn sein Bereich hat alle Hände voll zu tun, um die Verpflichtung einzulösen, dieses Jahr 6000 Reifen über den Plan zu bringen. Nächstes Jahr bekommen sie noch eine Vulkanisiermaschine dazu. Horst Munkenbäck ist Qualitätsarbeiter, hat sich entwickelt bis zum Selbstkontrolleur. Dies Prädikat würdigt Leistung durch Vertrauen. Er ist beteiligt an Neuerervorschlägen, die sich nützlich für die Arbeiter und bezahlt für den Betrieb machen. Zum Beispiel die Vorrichtung, die verhindert, daß bei der tollen Beanspruchung im Vulkanisierkocher die Ventileinsätze aus den Heizschläuchen gequetscht werden. Sein Kommentar: „Wie wir das früher gemacht haben, das war alles nicht das Wahre, der Verschleiß unnötig groß. Deshalb haben wir geknobelt.“ Der Bereich bringt nur Erzeugnisse mit dem höchsten Gütezeichen.

Waldhorn, Sinn und Spaß

Man hätte auch mit dem Jüngsten beginnen können, mit Thorsten Reimann, einem Zwanzigjährigen vom VEB Gaselan. Einer von denen, die zu den Reifenwerkern stießen, um mit ihnen gemeinsam ins Horn zu stoßen. Wir trafen den Werkzeugmacherlehrling an seinem künftigen Arbeitsplatz im Rationalisierungsmittelbau, wo er U-Eisen entgratete, denn „ein Werkzeugmacher schreckt vor keiner Arbeit zurück“. In dieser Abteilung entsteht eine selbsterdachte Taktstraße für die Montage von LKW-Bremsluftbehältern, die monotone Arbeitsgänge übernimmt und Arbeitskräfte freisetzt. Vom Schweißen bis zum Eindrehen der Ventile machen die mikroelektronisch gesteuerten Roboter alles allein, sind schließlich auch „Selbstkontrolleure“.

Thorsten hat sich zum Fotografieren in ein Segment dieser Taktstraße gestellt, die „demnächst ein ganzes Hallenschiff füllen wird“. Die Montage ist nicht seine Sache, aber solide Werkzeuge dafür bauen, das lernte er und kann er. Ein guter Blasmusiker ist er schon länger, seit der Musikschule, wo er sowohl Mozart als auch Beethoven

vornehmlich in 95 einzelnen Automatisierungslösungen wirksam. Jetzt geht der Kurs auf Automatisierung ganzer Produktionsabschnitte.

Flachdrahtkerne für die Wülste des neuen Ganzstahlreifens entstehen auf einer automatischen Linie, die ein Jugendforscherkollektiv des Stammbetriebs konstruierte. Fünf Industrieroboter wirken so zusammen, daß 15 Arbeitskräfte für andere Produktionsaufgaben frei werden.

Tusch mit Profil

vom Blatt spielen übte. Sein Zwillingsbruder schaffte den Sprung zum Berufsmusiker (er studiert an einer Militärmusikschule), nun haben die Nachbarn mehr Verständnis, daß Üben lohnt.
Das Musizieren ist dem Thorsten sehr wichtig, aber nicht Lebensinhalt allein. Wichtiger: Daß er nach guten Abschlußleistungen an der polytechnischen Oberschule die gewünschte Lehrstelle bekam; daß er als Lehrling schon Kandidat der Arbeiterpartei wurde. „Ein bißchen muß man doch tun. Ich will nicht nur zukieken, was bei uns und in der Welt so geschieht. Mein Vater ist Genosse, der hat mich angeregt, mal darüber nachzudenken. Und ich spiel nicht nur, weil es mir Spaß macht. Es muß einen tieferen Sinn haben, meine ich."

Des Trompeters fleißiges Töchterlein

Bei Gaselan, im VEB Chemie- und Tankanlagenbau, arbeitet auch Dieter Pohl (37), Lehrobermeister und Trompeter. Einer, der die Arbeitsstelle seit der Lehre nie wechselte. Das Trompeten hat er vom Opa, der als Mitglied des Reichsbahnorchesters das Pionierorchester Bad Saarow-Pieskow leitete. Als die Reifen-Bläser 1968 erstmals zu den Arbeiterfestspielen fuhren, suchten sie Verstärkung. Seitdem gehört Dieter Pohl dazu. „Ich hatte mal Ambitionen zum Musikberuf, aber Mutter setzte sich durch: Lerne was Ordentliches." Jetzt ist der frühere Betriebsschlosser Lehrobermeister an der Betriebsberufsschule „Heinrich Rau". Gründe für Zufriedenheit? „Die Tochter, die doppelt so gut ist in der Schule wie ich es war; sie lernt fleißig und mit System. Unsere Dreiraum-AWG-Wohnung."
Jedes Jahr am 1. September kommen neue Lehrlinge, wißbegierige und gleichgültige, die allesamt an die Arbeit heran sollen. Im Juli dann immer wieder ein zufriedener Lehrobermeister, wenn die meisten sich den Facharbeiterbrief ermüht haben. Freude, wenn wieder die Idee für ein Messeobjekt der jungen Leute ein Volltreffer war. Wie bei der sonnenbeheizten Dusche für Kleingärtner. Solche Konsumgüter werden gebraucht. Das fordert Köpfchen und Können.

Was ein Geiger lernte

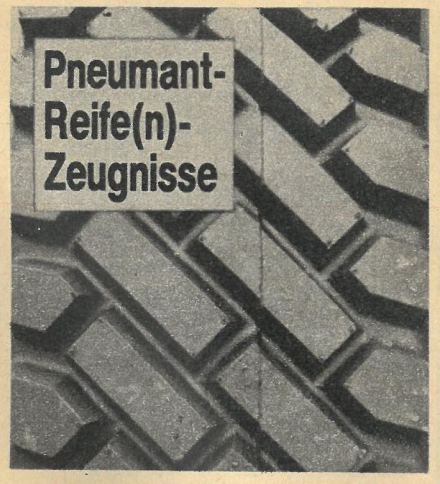
Manfred Adam ist – eine lange Tätigkeitsbezeichnung vereinfachend zusammengefaßt – Elektriker im Reifenkombinat. Auch, obwohl erst 50 Jahre, einer von den Alten. Seit 1950 im Reifenwerk, seit er da gelernt hat. Und seit 1951 im Orchester. Hatte mal Geigenunterricht, der in ihm zumindest den Spaß am Musikmachen weckte. Hörte dann, daß es so ein Orchester gibt, griff zur Trompete und übte sich die Lippen wund. Ein paar Wochen später, bei der Maidemonstration 1951, war er schon einer der Marschmusikanten.
Seit 1977 ist er Meister, leitet ein Kollektiv von 15 Mann, das die Elektroanlagen im Rohstofflager und Rohbetrieb wartet und repariert. Da, wo die Gummimischungen gemixt und geknetet werden. „Wir mußten in letzter Zeit manches dazulernen, denn in den Hochleistungsmischern steckt allerhand Elektronik. Unsere Arbeit muß Wert und Leistungsstärke dieser hochproduktiven Maschinen entsprechen, damit wir das Bestmögliche aus ihnen herausholen können. Uns dafür gerüstet zu haben, das war wohl das Wichtigste der letzten Jahre für uns."

Manfred Adam, Elektriker, ist außerdem Trompeter (links).

Werner Pietsch, Trompeter, mit seiner Frau (unten).

Trompete und Simonow

Unser „letzter Mann" ist Werner Pietsch (68), Rentner, der noch bis 1983 ein Jahr über die Zeit im Reifenkombinat gearbeitet hat als Lehrmeister. Seit '46 im Werk, Start als Reifenwickler, dann den Facharbeiter nachgemacht in nicht mehr ganz jungen Jahren. Hat die erste neue Berufsschule mit gebaut, 1953, inzwischen ist da das Ambulatorium. Die vielen Lehrlinge brauchten was Größeres. Gleich mit Wohnheim. Wenn Werner Pietsch über all die Jahre nachdenkt, in denen er Jungen und Mädchen das Reifenmachen beibrachte, dann ist er darauf besonders stolz: daß unter seiner Obhut viele Teilberufler, die es schwer hatten an der polytechnischen Oberschule, zu guten Facharbeitern wurden. „Einer, der kam von der Sonderschule zu uns, ist jetzt Maschinenführer. Wat der nich allet kann. Da ist man so froh, wie der an einem anspruchsvollen Arbeitsplatz seinen Mann steht."
Dreißig Jahre war Genosse Pietsch in der Kampfgruppe, 1980 Abschied mit der Medaille für treue



Eine automatisierte Sprühkabine für Radial- und Ganzstahlreifenrohlinge entwickelte ein Jugendforscherkollektiv. Gesundheitsschädliche Schwerarbeit wurde beseitigt, die Arbeitsproduktivität erhöht, die Produktion vereinfacht. Dieses Spitzenerzeugnis (inzwischen patentiert) vertrat die DDR auf der Weltausstellung des erfinderischen Schaffens der Jugend in Plowdiw.

In RGW-Zusammenarbeit mit polnischen Firmen entstand eine automatische Ventilaufsetzeinrichtung für PKW-Schläuche. Hoher manueller Aufwand entfällt, die Arbeitsproduktivität steigt und zugleich mit ihr die Qualität.

Die Palette der Konsumgüter aus Fürstenwalde reicht von branchentypischen Erzeugnissen wie Fahrradschläuchen bis zu Bade-Schlauchbooten.
Das Gütezeichen „Q" tragen 40 Prozent der PNEUMANT-Erzeugnisse. Eine Anerkennung, die gute Arbeit tagtäglich neu begründen muß.
Durch Neuerungen zur Modernisierung der Anlagen beizutragen und Arbeitserschwernisse zu beseitigen, ist Verpflichtung der Instandsetzerbrigade „Einheit" im Bereich Technik.
Gemeinsam mit der UdSSR werden wichtige Themenkomplexe von Forschung und Entwicklung bearbeitet. Die Verringerung ma-

Spaß auf dem Verladegleis vom Reifenwerk: Ein hausgemachtes Ständchen für erfüllte Produktionsaufgaben von Meinrad Petsch, Dieter Pohl, Manfred Adam (hintere Reihe von links nach rechts) und Horst Munkenbäck (vorn, mit der dicken Tuba).

Dienste in Gold. 1985 die Ehrenurkunde des ZK für langjährige Parteimitgliedschaft. „Ich war immer politisch, kenne den Krieg aus eigenem Erleben. Wenn man es Erleben nennen darf – ringsum Tod und Zerstörung. Jetzt, als Rentner, habe ich ein bißchen mehr Zeit fürs Lesen. Bücher, die mithelfen, daß es nie mehr Krieg gibt. Memoiren aus der Sowjetunion, Tschakowski, Simonow. Am Ofen sitzen? Höchstens, wenn meine Frau reinemacht und ich im Wege bin. Dann darf er aber noch nicht geheizt sein, sonst türme ich…“

Er spielt Trompete. „Üben brauche ich nicht mehr viel, und wenn, dann gehe ich in den Keller, um die Nachbarn nicht zu stören. In den Kleiderschrank krieche ich deshalb nicht.“

Den Garten vorm Haus macht er und den Hausvertrauensmann, und aufs Schneefegen freute er sich regelrecht.

Ausklang

Fünf Reifenwerker. Besonders höchstens, weil rechte Freude bei ihnen aufkommt, wenn andere sich freuen. Über ihre Konzerte, über ihr Spiel, wenn gesellschaftlich irgendwas los ist. Man könnte neue Teppiche, Farbfernseher oder Tiefkühltruhen auflisten, von ihnen erworben in jüngster Zeit. Aber wäre an einer solchen Bilanz hierzulande so viel Besonderes? Die fünf haben in letzter Zeit manches dazugelernt. Beruflich, musikalisch, und überhaupt. Dabei kam der Jüngste zu parteinehmenden Schlüssen. Und der Älteste: „Ich bin in die Leitung der Wohnparteiorganisation in der Reifenwerkersiedlung gewählt worden. Tja“, sagt er, „wir, Jungen müssen überall 'ran.“ Wenn das kein Programm ist…

nueller Prozesse und optimierter Einsatz von Naturkautschuk gehören dazu.

Eine Sonderschicht zum 40. Jahrestag der Befreiung im Rohbetrieb erbrachte mit 145 Tonnen Mischungen etwa 30 Tonnen mehr als das Jahresmittel. Auch sieben polnische Werktätige beteiligten sich an dieser produktiven Ehrung.

Im Kampf um die Prädikate der Qualitätsarbeiterbewegung standen im November 1985 845 Werktätige; Selbstkontrolleur ist die höchste Stufe. Einer von ihnen ist Horst Munkenbäck – siehe oben.

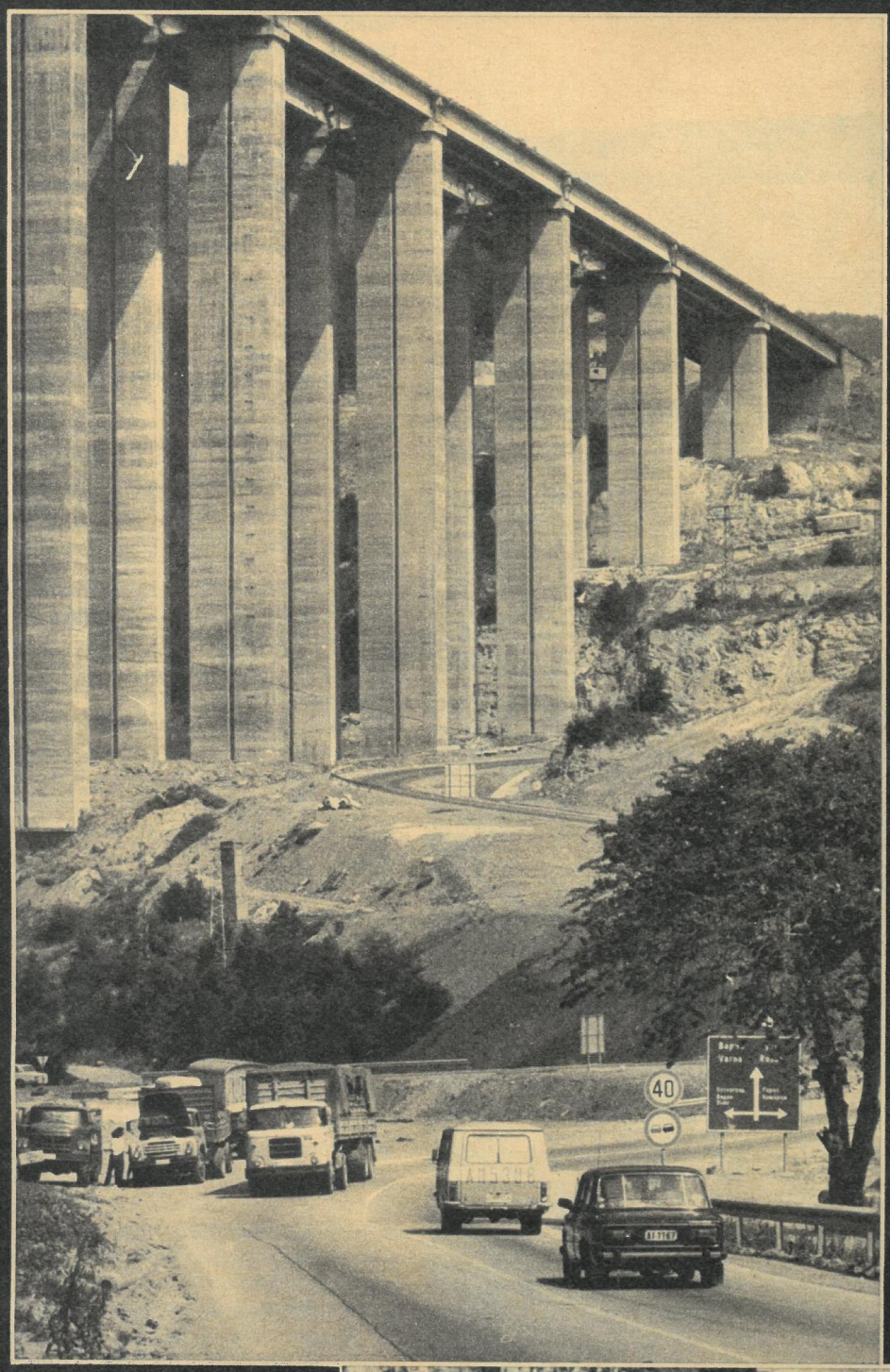
Der Arbeiteraustausch mit dem polnischen Partnerbetrieb Stilon in Gorzow bewährt sich beim Erfahrungsaustausch an analogen Arbeitsplätzen. Auch mit dem Reifenwerk Sofia (VR Bulgarien), Produzent im RGW-Bereich von Reifen für innerbetriebliche Transportfahrzeuge, wurde ein Arbeiteraustausch vereinbart.

Die Mischerei erreichte in einer Bestleistungsschicht, in der die Vorbereitung auf die Planvorgaben für das Parteitagsjahr überprüft wurde, 409 Tonnen bester Qualität. Die Vorgabe beträgt 350 Tonnen.

Mit dem Reifenwerk Jaroslawl (UdSSR) werden unter Federführung der DSF-Betriebsgruppe seit Jahren Erfahrungen beim Einsatz von Rohstoffen und in der Rezepturgestaltung ausgetauscht.

CAD/CAM-Schlüsseltechnologien und ihre Anwendung stehen im Vordergrund des Qualifizierungsprogramms der Betriebsakademie; 2238 Werktätige nutzen das Bildungsangebot.

Mit Note „1“ beendete die Kampfgruppenhundertschaft „Ottomar Geschke“ die diesjährige Leistungsüberprüfung. Die Genossen Kämpfer spendeten an diesem Tag 341 Mark für das Solidaritätskonto.

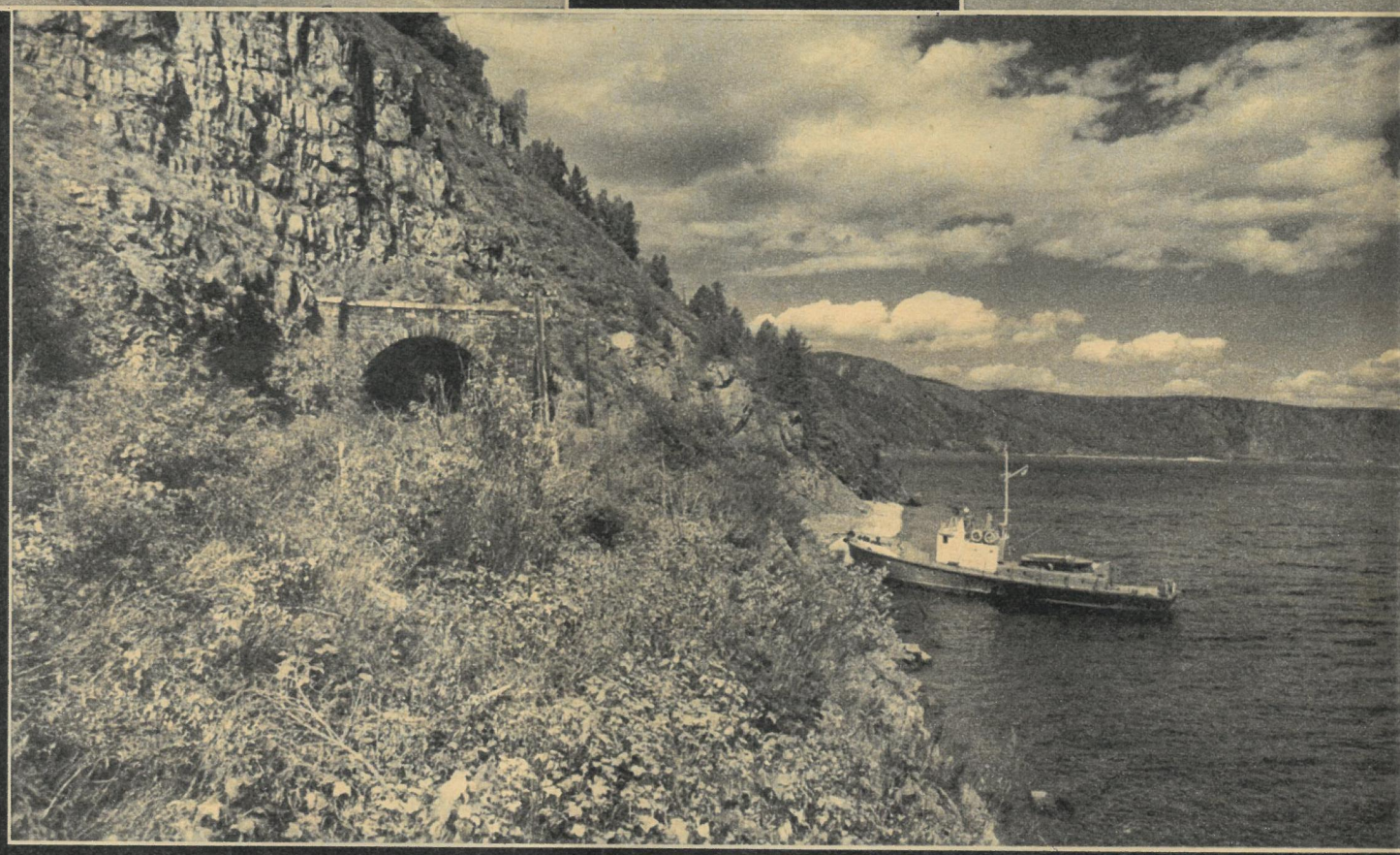


Bildreporters Nachlese: Aus dem Restkasten Jahrgang 85

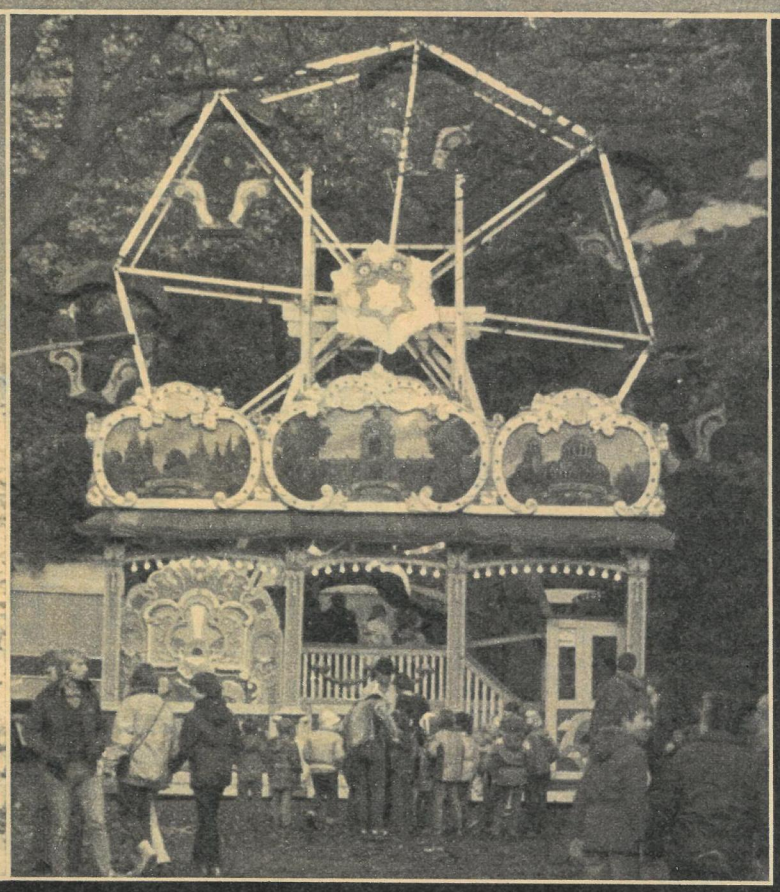
Seht den alten Mann von Baku... Rüstig, seine Jacke schwenkend, geht er dahin auf der Uferpromenade. Wohin? Zum Treff der Frühsportler. Ohne Verabredung beginnen Pensionäre und Schüler, Männer und Frauen ihren Tag damit, Knie und Rumpf zu beugen, tief durchzuatmen in der Seeluft. Je nachdem, wie der Wind weht, kommt dem alten Bohrmeister Salzhauch in die Nase oder der Blütenduft des Parks am Hang oder aber seine Lieblingsbrise, der Petroleumgeruch von den Förderbrücken. Der Gang zum Ufer hält ihn in Bewegung, verbindet ihn mit dem tätigen Leben.

Es sind einige Dutzend Motive, jedes in etlichen Varianten, die der Bildreporter zu einem einzigen Thema vorlegt; doch ein Bericht besteht aus einer streng begrenzten Zahl Fotos. Alles übrige wird – wenn der Kampf um die Auswahl bestanden ist – im hastigen Gebrauch des Pressebetriebes als „Restbild" abgetan. Diesmal, bei der Nachlese 85, ergab es sich, daß eine ganze Reihe der Bilder von unterwegs das Unterwegssein selbst zum Inhalt hat... Wer könnte ohne Schwindelgefühl das Brückenwerk betrachten, das bulgarische Bauleute in die Gebirgswelt ihres Landes stellten. Ein imponierendes Stück Fortschritt. Statt mühsamer Serpentinen eine Fahrt stracks über die Täler – so, wie der Vogel fliegt.

Lieben Sie Eisenbahn? Dann folgen Sie uns zum Tunnel am Baikal. Um die Jahrhundertwende haben russische Arbeiter das Gestein gebrochen, die Mauern gesetzt. Riesige Dampfrösser der Transsib zogen hier ihre Lasten, bis der Anstau der Angara eine Verlegung der Strecke verlangte. So wurde dieser Strang am See zum Wanderweg, und wer seine Brille nicht vergessen hat, kann an jeder Schiene den Lieferstempel entziffern, die Namen englischer und amerikanischer Stahlküchen, bis auf einmal – etwa mit dem Jahre 1930 – kyrillische Buchstaben zu lesen sind: als Zeichen sozialistischer Großindustrie.



UNTERWEGS



Schritt für Schritt nur kommt der Hirte voran, der auf einsamer Hochsteppe der Mongolei den wolligen, wimmelnden Reichtum seiner Genossenschaft betreut. Mangels gebahnter Wege sind Räder dort eine seltene Erscheinung, gar ein Gebilde wie das Riesenrad hat der „Tschapan" noch nie erblickt... Martinimarkt zu Grabow. In schwingender Gondel rundum durch die Lüfte. Für drei Zehner träumen die heranwachsenden Bürger des dritten Jahrtausends von künftigem Erleben – unterwegs mit dem Raumschiff, warum nicht auch mit neuartigem Segelfrachter oder Einschienenbahn... Vielleicht aber schwebt da zu einem noch ungeahnten Verkehrsmittel der kommende Erfinder?

H. Frosch

Fotos: D. Christel, V. Hohlfeld, V. Billeb, D. Steinberg, L. Willmann

Post aus Moskau

Valentin Lebedew, Präsident von Intourist, zog für FREIE WELT Bilanz der touristischen Beziehungen zwischen DDR und UdSSR und übermittelte Ausblicke auf das Jahr 1986.

Die touristischen Verbindungen zwischen unseren Ländern ergänzen erfolgreich die Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem und kulturellen Gebiet.
Es ist mir sehr angenehm hervorzuheben, daß der Tourismus aus der DDR regelrechten Massencharakter trägt. Die DDR nimmt den ersten Platz ein bei Reisen in die UdSSR. Das Reisebüro der DDR ist einer der aktivsten Partner unter den 700 Touristenfirmen und -organisationen, mit denen Intourist zusammenarbeitet.

Am 5. Juli 1985 wurde in Moskau wiederum ein Abkommen unterzeichnet zwischen dem Staatlichen Komitee der UdSSR für Auslandstourismus und dem

Ministerium für Verkehrswesen der DDR: Es betrifft den 12. Fünfjahrplan, die Jahre 1986 bis 1990. Das Abkommen sieht ein Anwachsen des Touristenaustausches vor, die Erweiterung der Reiserouten, die Verbesserung der Aufnahme und Betreuung der Touristen sowie die Zusammenarbeit bei der Ausbildung und Qualifizierung von Kadern.

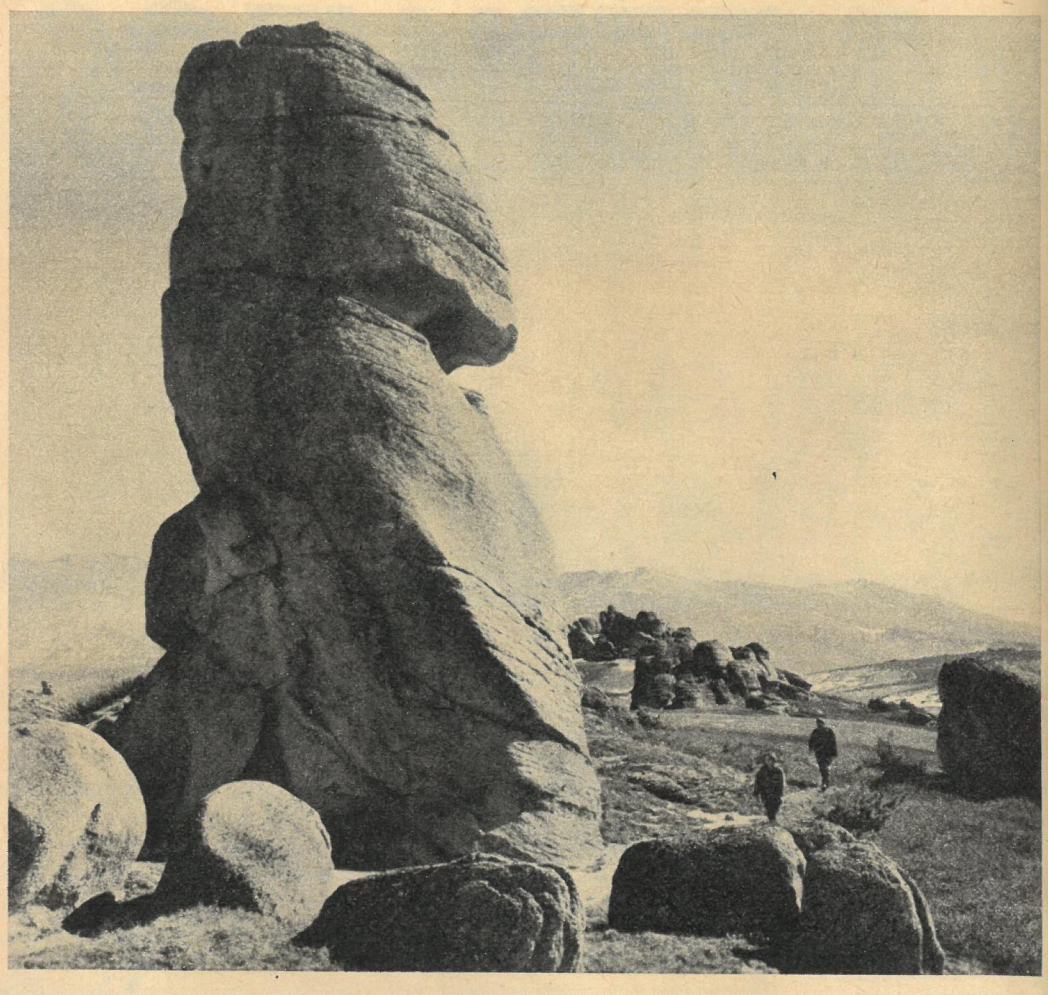
Intourist bietet Reisen zu allen Jahreszeiten und für jeden Geschmack. Im Angebot sind Winterreisen nach Sotschi, Dagomys und Jalta. Das Baden in erwärmtem Meereswasser hat neben dem Spaß auch therapeutische Bedeutung. Vom 25. Dezember bis zum 5. Januar wird das Festival „Russischer Winter" in Moskau, Leningrad, Susdal, Nowgorod und Irkutsk begangen. Von Februar bis März kommen die Freunde von Skiwanderungen in Minsk und dessen verschneiten Wäldern auf ihre Kosten.

Die alten ukrainischen Städte Poltawa, Charkow, Cherson, aber auch die modernen Zentren wie Saporoshje, Tscherkassy oder Donezk ziehen Menschen aller Altersstufen an. Unvergeßliche Eindrücke hinterlassen Städte und Natur des Kaukasus. Sehenswert sind auch die Routen durch die Hauptstädte der transkaukasischen Republiken und durch die Städte Scheki, Schemacha und Telawi.
Noch relativ neu ist die Autobusroute Kiew – Lwow – Tschernowzy – Kischinjow – Odessa – Kiew.

Gut eingeführt haben sich kombinierte Reisen, die Urlaub in Sotschi/Adler (sieben Tage) mit dem Besuch von zwei bis drei Städten verbinden. Das sind Moskau, Rostow am Don, Donezk, Jerewan, Tbilissi, Ordshonikidse oder Pjatigorsk.
Für Kollektive bietet Intourist Freundschaftszüge oder -flüge nach Moskau, Leningrad, Minsk, Brest, Vilnius und Tallinn. Wie in den vergangenen Jahren sind DDR-Touristen zu Kreuzfahrten auf der Wolga, dem Don oder dem Dnepr eingeladen. Dafür stehen komfortable Motorschiffe zur Verfügung.
Erstmals werden 1986 Reisen für speziell Interessierte angeboten: Für Architekten ist die Route Taschkent – Duschanbe – Samarkand – Schachrisabs – Samarkand – Buchara – Moskau, sowie Moskau – Vilnius – Leningrad vorgesehen.
Für Lehrer steht die Route Leningrad – Vilnius – Minsk – Moskau bereit. Für Ärzte empfehlen wir Moskau – Tbilissi – Jerewan – Baku – Leningrad. Liebhaber der Malerei werden in Moskau und Leningrad erwartet, während Kenner der angewandten Kunst auf die Route Brest – Minsk aufmerksam gemacht seien.

Die Direktflugverbindungen nach Simferopol, Sotschi, Minsk, Tbilissi, Taschkent oder Kiew werden 1986 noch durch Jerewan ergänzt.
Wir haben in diesem Jahr 1985 anläßlich des dreißigjährigen Bestehens von touristischen Beziehungen zwischen unseren Ländern festgestellt: Mehr als drei Millionen DDR-Bürger waren bei uns und eine Million sowjetischer Touristen besuchten die DDR! Sollten Sie noch nicht in unserem Lande gewesen sein – herzlich willkommen in der UdSSR!

Fotos: A. Paszkowiak, Dr. Manske, Kusjarin/TASS, Malachowski/TASS, privat (1); Karte: M. Kotsch, Text: K.-H. Gummich, TASS; Redaktion: Dieter Heimlich



Osterinsel?

An die legendären Figuren der Osterinseln erinnert dieser Fels, aber er ist im „Tal der singenden Steine" zu finden. Im ostkasachischen Kreis Katon-Karagai werden sowjetische Touristen außerdem von reißenden Bergflüssen voller Stromschnellen, von verschneiten Berggipfeln und der nahezu menschenleeren Taiga angezogen. Die Geologen interessieren sich für all diese Naturwunder weniger als für die seltenen Erzvorkommen, die ihrer Erschließung harren.

Noch ist Katon-Karagai so unerschlossen, daß ausländische Touristen es nicht besuchen können.

Leserdienst

Kann ich individuell mit dem Auto von Ushgorod nach Odessa fahren, und von dort weiter mit einer Schiffspassage nach Jalta?

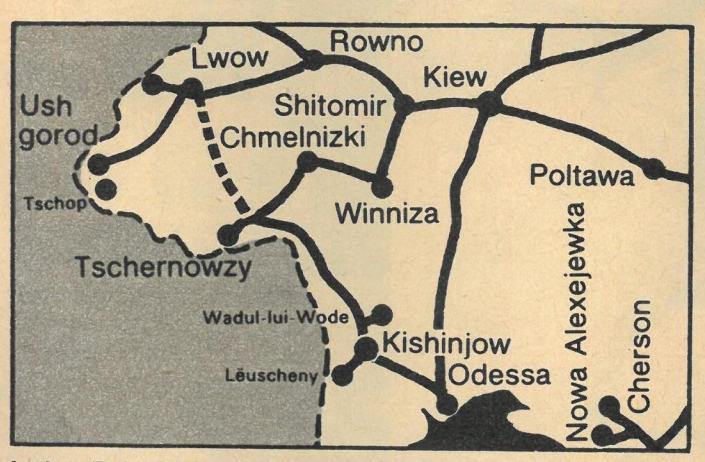
Rainer Friedrich, Wünschendorf

Was Ihre Wünsche zu Lande anbelangt, ja! Eine neue Route führt Sie auf direktem Weg von Ushgorod an der ungarischen Grenze nach Odessa. Dabei kommen Sie über Lwow, Tschernowzy und Kischinjow. Die Strecke beträgt etwa 800 Kilometer und ersetzt den früheren, benzinfressenden Umweg über Rowno, Shitomir und Winniza. Touristenfreundlich begradigt verkürzt sich die Gesamtstrecke um 230 Kilometer. Doch Schiffspassagen vermittelt das Partnerbüro Intourist zur Zeit nicht. Dafür ist das Unternehmen Morpasflot zuständig. Zwischen diesem und dem Reisebüro der DDR bestehen gegenwärtig keine Verträge.

Sie haben kürzlich Empfehlungen des Reisebüros veröffentlicht. Dabei ist mir aufgefallen, daß im Gegensatz zu früher keine Unterscheidungen mehr gemacht werden zwischen Saison, Vor- und Nachsaison. Warum ist das so?

Ulrich Müller, Greifswald

Saison, im Fremdwörterbuch wird der Begriff wie folgt erklärt: „richtige Jahreszeit, Hauptgeschäfts-, Hauptverkehrszeit…" So gesehen hat das Reisebüro zwölf Monate lang Saison. Deshalb haben wir uns von der traditionellen Jahreseinteilung getrennt. Was nichts daran ändert, daß auch heute noch dem Sommer der Reise-Spitzenplatz gehört. Aufgrund des Einkaufs bei den Partnerbüros, der Abstimmung mit den Fluggesellschaften und einigen anderen Gesichtspunkten ordnet das Reisebüro der DDR sein Angebot nun folgendermaßen:
Winterreisen vom 1. Januar bis zum 31. März,
Sommerreisen vom 1. April bis zum 30. September und
Herbstreisen vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember.



In dem Reiseführer „Im Auto durch die Sowjetunion", herausgegeben vom Moskauer Progress-Verlag, ist die neue Route noch nicht verzeichnet: Sie hilft Kilometer sparen, wenn man mit dem eigenen Fahrzeug nach Odessa reisen möchte.

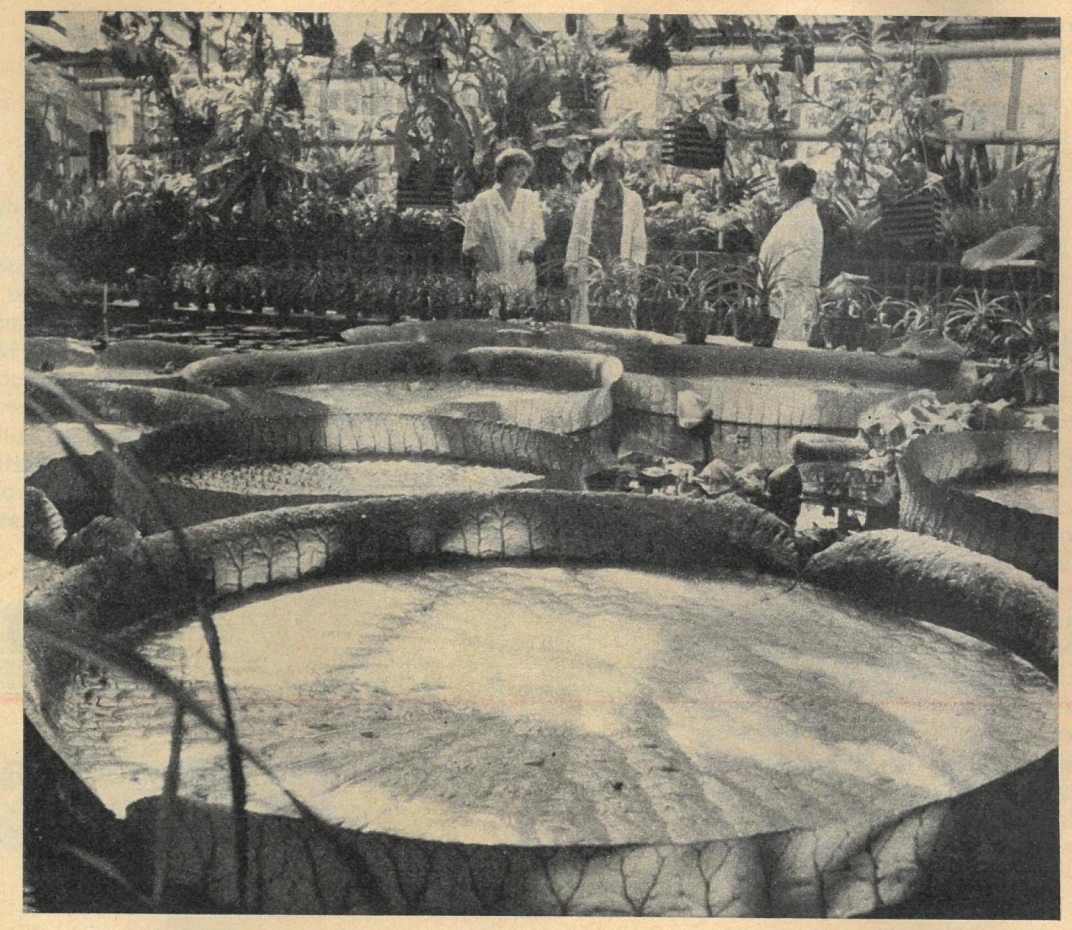
Die Längste

Die Transsibirische Eisenbahn, abgekürzt Transsib, ist die längste Eisenbahnverbindung der Welt. Sie ist mehr als doppelt so lang wie die amerikanische Transkontinentale, die von New York nach San Francisco führt. Zwischen Moskau und Wladiwostok reihen sich an den 9297 Kilometern 827 Bahnstationen. Der Ural ist, von Moskau kommend, nach 1777 Kilometern erreicht. Swerdlowsk liegt am Kilometerstein 1818, Irkutsk ist 5191 und Chabarowsk 8500 Kilometer entfernt. Chabarowsk ist zugleich das östlichste Ziel für Auslandstouristen. Der Reisezug „Rossija" besteht aus 16 Schlafwagen und einem Speisewagen. Für Ausländer stehen in der 1. Klasse neun Zweibettabteile zur Verfügung. Die 2. Klasse ist mit neun Vierbettabteilen ausgestattet. Der Zug fährt in Moskau vom Jaroslawler Bahnhof ab. Wie in allen sowjetischen Zügen und Flugzeugen gilt bis ans Ziel die Moskauer Zeit.

Referenz

Seit 1977 reise ich als Tourist regelmäßig in die Sowjetunion. Ich hatte das Glück, Kiew, Moskau, Leningrad, Tallinn, Tbilissi, Minsk, Nowosibirsk, Jerewan kennenzulernen, konnte mich in Jalta, Sotschi und Suchumi erholen. Im März dieses Jahres führte mich meine zehnte Reise nach Dagomys an die sowjetische Schwarzmeerküste... Die Sowjetunion ist fast zu meinem zweiten Heimatland geworden; nicht nur wegen der sprichwörtlichen Gastfreundschaft, sondern vor allem wegen der menschlichen Wärme, Güte, Herzlichkeit und der großen Friedensliebe der sowjetischen Menschen. Als „alter" UdSSR-Tourist möchte ich mich an dieser Stelle für die Arbeit der Dolmetscher von Intourist bedanken. Sie sind diejenigen, die wir Touristen kennenlernen, ein Dank aber auch an all die vielen „anonymen" Intourist-Freunde!

Hans-Joachim Pälicke, Falkenhagen



Sommer im Winter: Die Victoria Cruz im Großen Botanischen Garten der Akademie der Wissenschaften, Moskau-Ostankino, Botanitscheskaja uliza 4

Festhalten: die letzten Transsib-Kilometer

Der Höchste

Im vergangenen Jahr bestieg unser Mitarbeiter Norbert Kaiser (im Bild rechts) den Elbrus. FREIE WELT veröffentlichte in Heft 22/84 seine Erlebnisse. Der Lohn dieser journalistisch-alpinistischen Großtat war ein Zeugnis, in dem ihm von amtlicher Seite aus der Sieg über den höchsten Berg Europas bescheinigt wurde. Kaum hatten wir den Beitrag veröffentlicht, da fielen in den Becher der Freude bittere Tropfen des Zweifels. In Form einiger Leserbriefe nämlich. Nicht etwa, daß Harry Pischel aus Berlin oder unser Leser Oswald Bauer aus Senftenberg die Tatsache der Besteigung bezweifelten, nein. Sie meinten nur, und in der Schule wird es so gelehrt: Die Spitze Europas heißt Montblanc und ist mit ihren 4810 Metern dem Elbrus um ganze 832 Meter unterlegen. Das also ist des Pudels Problem: Zählt der Elbrus zu Europa oder nicht?
Wir wandten uns an Prof. Dr. Markuse von der Geographischen Sektion der Humboldt-Universität Berlin. Hier seine Antwort: Historisch bestand nie die Notwendigkeit, eine exakte Grenze zwischen Europa und Asien zu ziehen. Die physische Geographie hält sich nicht unbedingt an Landesgrenzen. Sie richtet sich nach klimatischen und Reliefunterschieden. Die Mehrzahl sowjetischer Geographen zählt den Elbrus zu Europa. Wir nicht. Wem gebührt also die Krone? Nach dem heutigen Erkenntnisstand lautet die Antwort: Derjenige, in dessen Land der Berg gelegen ist, bestimmt dessen Standort.

Gastgeber-Erfahrungen?

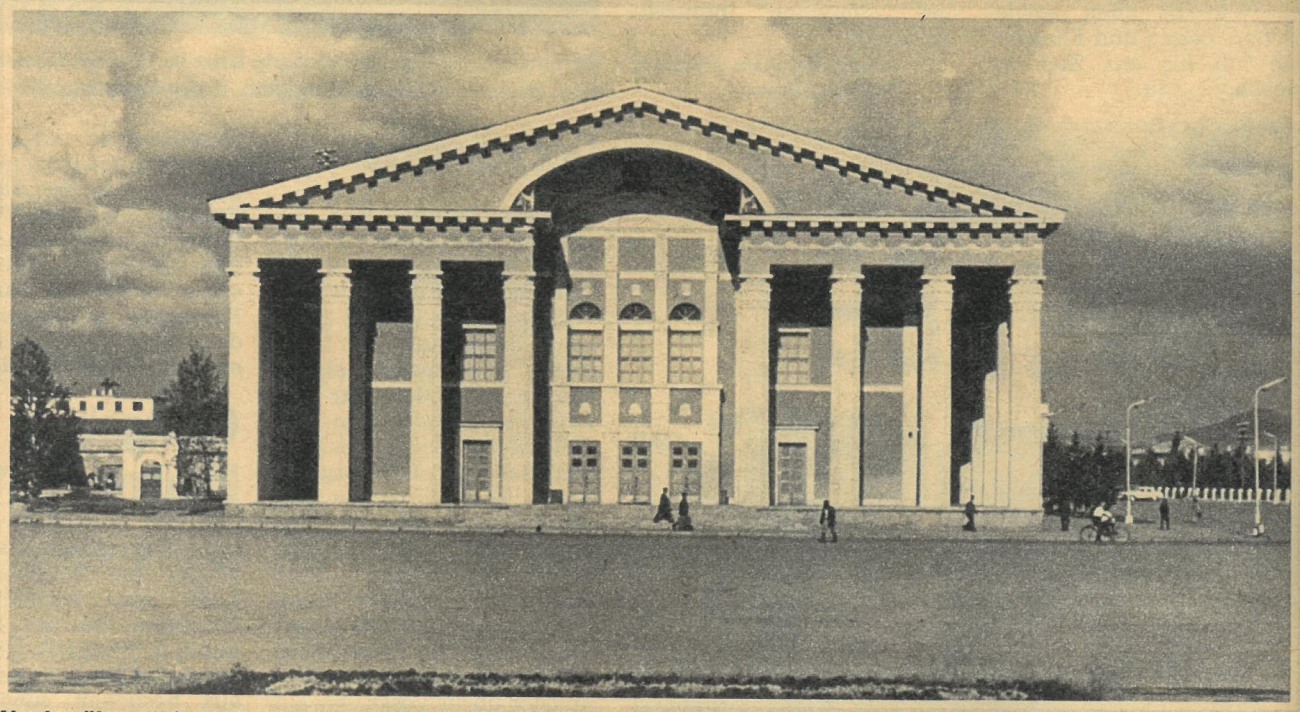
Im vergangenen Jahr begrüßte das Reisebüro der DDR den einmillionsten Touristen aus der Sowjetunion in der DDR. Über den normalen Reiseverkehr hinaus besuchen sowjetische Werktätige aber auch ihre Partnerstädte und -betriebe bei uns. Die Grundorganisationen der Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft sind meistens Gastgeber, wenn nach ernsthaftem Erfahrungsaustausch in der Werkhalle oder auf dem Acker das freundschaftliche Zusammensein beginnt. Sind auch wir gute Gastgeber? Sind Sie im Restaurant der Frage des Gastes aus Moskau zuvorgekommen, haben Sie sogleich beim Kellner Brot bestellt? Sprechen Sie selbst russisch oder... Einfallsreiche Gastgeber sollten ihre Erfahrungen übermitteln!

Nur ein Fluß findet seinen Weg von selbst.

Lesginisches Sprichwort

Professor Dr. Gerhard Kosel, ehemals Staatssekretär im Ministerium für Aufbau, Präsident der Deutschen Bauakademie und Vorsitzender der „Ständigen Kommission Bauwesen" des RGW, ging 1932 in die Sowjetunion. Der deutsche Kommunist und Architekt arbeitete in leitenden Stellungen am Aufbau des Metallurgischen Kombinats in der westsibirischen Stadt Nowokusnezk mit. Nach dem faschistischen Überfall war Gerhard Kosel bei der Evakuierung von Industriebetrieben und bei ihrem Wiederaufbau im Osten des Landes eingesetzt. Nach dem Krieg übernahm er eine wichtige Aufgabe in einem Forschungskollektiv des Ministeriums für die Verteidigungsindustrie der UdSSR, bevor er 1954 wieder in die Heimat zurückkehrte. Für FREIE WELT erinnert sich Gerhard Kosel an Episoden aus seiner Zeit in der Sowjetunion.

Gespräche am russischen Kamin



Noch während des Krieges von Gerhard Kosel gemeinsam mit dem sowjetischen Architekten M. Shirow projektiert: das Staatliche Theater für Oper und Ballett in Ulan-Bator, dessen Bau 1948 beendet wurde.

Durch die Entwickung der Nuklearartechnik auf militärischem Gebiet in den USA entstand eine für die UdSSR gefährliche Lage. Der Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki war als massive Drohung gegen die Sowjetunion, als eine aus der Position der Stärke ausgelöste erste große Aktivität im kalten Krieg gegen den Sozialismus zu werten. Es war für die UdSSR eine Lebensfrage, keine Rückstände in der Forschung und Entwicklung auf dem Gebiet der Verteidigung zuzulassen.

Als mir nach Kriegsende der Vorschlag gemacht wurde, in einem speziellen Forschungsinstitut, in einem sowjetisch-deutschen Forschungskollektiv, mitzuarbeiten, war ich vor eine schwere Entscheidung gestellt. Eine Zusage bedeutete, meine Rückkehr in die Heimat auf weitere Jahre zu verschieben. Doch es war eine sehr wichtige Aufgabe, deren Übernahme mir angetragen wurde. Ich sollte als Experte an der Lösung neuartiger Bauaufgaben bei der Entwicklung moderner Technologien mitwirken. Von Gesichtspunkten dieser Größenordnung aus gesehen, konnte kein Zweifel über meine Entscheidung bestehen.

Vorstoß in wissenschaftliches Neuland

Das wissenschaftliche Forschungsinstitut war eine Einrichtung des Ministeriums für die Verteidigungsindustrie der UdSSR. Das Forschungskollektiv, dem ich angehörte, eine Filiale des Instituts, bestand aus sowjetischen und deutschen Mitarbeitern. Es war ein großes, komplexes Kollektiv, in dem Wissenschaftler, Ingenieure, Technologen, Meister, hochqualifizierte Facharbeiter der verschiedensten Sparten vertreten waren. Nur mit solchen Kollektiven konnten Vorstöße in wissenschaftlich-technisches Neuland von der Grundlagenforschung bis zur Überleitung von Forschungsergebnissen in die Serienproduktion angegangen werden. Das Kollektiv stand unter der Leitung des in Fachkreisen bekannten Wissenschaftlers, Diplom-Ingenieur Helmut Gröttrup. Die Anlagen der Filiale des Instituts, Laboratorien, Werkstätten und Prüfstände ebenso wie die dazugehörige Wohnsiedlung lagen auf einer Insel, Gorodomlja im Seliger-See, in der Nähe der alten russischen Stadt Ostaschkow, nicht weit entfernt von den Quellen der Wolga. Für die Zwecke des Instituts wurden Gebäude und Anlagen einer schon vor dem Krieg errichteten medizinischen Einrichtung genutzt. Der Zugang zum Institutsgelände unterlag Sicherheitsbestimmungen, die dem Forschungsprofil des Instituts entsprachen.

Auch die große Wissenschaft kommt ohne Bauleute nicht aus. Zum Forschungskollektiv gehörte eine Bauabteilung mit einer sowjetisch-deutschen Projektierungsgruppe und einem sowjetischen Baubetrieb. Sie war für die Durchführung des baulichen Teils des Forschungsprogramms zuständig, wie die Errichtung neuer Anlagen und Gebäude und die Rekonstruktion bestehender Baulichkeiten der früheren Anlagen.

Die Dringlichkeit der Forschungsarbeiten diktierte zum Teil extrem kurze Fristen für Entwurf und Baudurchführung, die auch unter den harten Bedingungen des russischen Winters planmäßig zu erfolgen hatten. Bei der Lösung dieser Aufgaben waren meine Erfahrungen beim Aufbau von Industrieanlagen in Sibirien und meine Kenntnisse der sowjetischen Bautechnologie und der Bauvorschriften, die den deutschen Kollegen der Bauabteilung nicht geläufig waren, von großem Nutzen.

Der wesentlichste Teil meiner Tätigkeit bestand in der Projektierung und Errichtung von Bauwerken für den unmittelbaren Wissenschaftsbetrieb: von Laboratorien und Prüfständen. Im Forschungskollektiv wurde ein neues Gerät entwickelt, das in seinem Aufbau wesentlich gegenüber den bisher erprobten abwich. Die neue Konstruktionsidee mußte in vielen Versuchen auf Realisierbarkeit und Effektivität hin getestet werden.

Die Arbeit des Kollektivs – Arbeitsdisziplin, Arbeitsleistung, Kreativität – stand insgesamt, von Einzelfällen abgesehen, auf einem hohen Niveau. Für viele der Forscher und Mitarbeiter war die Arbeit an der Entwicklung der Rakete Herzstück ihres Lebens – Kern ihres Lebenswerks. Auch nach der Arbeitszeit, abends, wenn man sich im Kreise von Freunden und Bekannten traf, wurden die Ideen und Projekte des Tages weitergesponnen. Gleichzeitig sah man aber diese Ziele als Teilziele, als Zwischenstufen auf dem großen Weg zum Vorstoß in den Kosmos. Man fühlte sich als Glied einer langen Kette von For-

schern, diskutierte über die Leistungen von Vorgängern: Ziolkowskis, Oberths sowie von Zeitgenossen und früheren Arbeitskollegen: von Nebel, Wernher von Braun. Den großen Leistungen der sowjetischen Raketenbauer, vor allem ihres Seniors, des Chefkonstrukteurs Sergej Koroljow, wurde ohne Einschränkung höchste Anerkennung gezollt. Das betraf die bereits vor dem Krieg durchgeführten Versuchsreihen und die im Kriege erfolgreich eingesetzten Feststoffraketen vom Typ „Katjuscha". Das betraf auch die Erfolge des sowjetischen Programms zur Erforschung höherer Schichten der Erdatmosphäre mit einer Forschungsrakete, die 1951 eine Höhe von über 100 Kilometern erreichte.

Mondflug bei Bier und Weißwürsten

Aus einem besonderen Anlaß erinnere ich mich noch heute an eines dieser „Gespräche am russischen Kamin" mit Diplom-Ingenieur Gröttrup, Dr. Umpfenbach und einigen anderen Kollegen. Anfangs war wie oft über Probleme des neuen Prüfstands und des neuen Triebwerks gesprochen worden, über die erwartete höhere Leistung und damit größere Reichweite der Rakete. Dann kamen Überlegungen zu möglichen nächsten und übernächsten Etappen der Arbeit. Die Diskussion endete schließlich bei der Einschätzung konkreter, klar bestimmbarer Maßnahmen und der ungefähren Fristen, die noch erforderlich waren, um den Mond zu erreichen. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich war aufs tiefste ergriffen. Der Mond! Der Traum der Menschheit! Sollte er wirklich in Erfüllung gehen?
Goethe – vor wenig mehr als 100 Jahren: „Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen". Und jetzt! Noch ein paar Jahre harte Arbeit und es sollte soweit sein! Mich erfaßte eine tiefe Freude, ein großer Stolz auf den Menschengeist, auf den homo faber, auf den Triumph menschlicher Arbeit. Aus dem unmittelbaren Erleben des Beteiligten heraus begriff und fühlte ich: Eine neue Zeit, eine neue Etappe der Entwicklung der Produktivkräfte der Gesellschaft, das Zeitalter der großen Wissenschaft war angebrochen. Es mußte gleichzeitig das Zeitalter des Sozialismus sein! – Denn nur der Sozialismus ist aus tiefster Seele her berufen, in der Lage, die Nutzung der Ergebnisse der Wissenschaft allein zu friedlichen Zwecken, zum Segen der Menschheit zu garantieren.
Das Thema, das in den „Gesprächen am russischen Kamin" immer wieder diskutiert wurde, war die Motivation der Forschungsarbeit. Welchem Ziel sollte die Wissenschaft dienen? Wie können die Wissenschaftler Einfluß darauf nehmen, daß ihre Ideen und Arbeitsergebnisse nicht mißbraucht werden? Man argumentierte: Erst als Hitler die Möglichkeit sah, die Rakete in absehbarer Zeit zum Kriegsgerät zu entwickeln, flossen die Gelder in Strömen. Bis dahin hatten sich auch Wernher von Braun und seine Mitarbeiter nur mit Basteleien befassen können.
Ich trug zu diesem Kamingespräch mit einer Erinnerung aus meiner Studentenzeit in München bei: Um meinen allgemeinen Gesichtskreis zu erweitern, besuchte ich damals regelmäßig Veranstaltungen zu unterschiedlichsten Fragen von Wissenschaft, Technik, Politik und Kultur. So auch einen Vortrag im Bürgerbräukeller, in dem der Raketenkonstrukteur Max Valier – einer Ankündigung auf den Litfaßsäulen gemäß – zum Thema „Der Flug zum Mond" sprechen sollte. Im Saal hatten sich einige Interessenten eingefunden, besonders Studenten wie ich. Die meisten Besucher aber waren offensichtlich Stammtischgäste, die zum Bier und zu den Weißwürsten ein großes Gaudi erwarteten. Max Valier – Anfang der Dreißiger, schon vom Äußeren her der Typ eines von seiner Idee Besessenen – gab eine Übersicht über die Geschichte der Ballistik und der Fliegerei. Er erläuterte dann die Möglichkeit des Mondflugs auf Grund physikalischer Gesetze. Als er versuchte, die Prinzipien von Schwerelosigkeit, von Stoß und Rückstoß anhand einiger Beispiele verständlich zu machen, gab es erste Zwischenrufe. Das Gelächter wurde immer lauter. Als die Schilderung des zukünftigen Mondfluges folgte, stimmten einige ein Lied mit einem zweideutigen Text an: „Robinson, Robinson flog mit seinem Luftballon in die Höh', mit der Jungfer Salome..." Dann flogen die ersten Radi zum Rednerpult. Rufe: „Depp", „Scharlatan" wurden laut. Valier ließ sich nicht beirren und sprach weiter. Die am Schluß des Vortrags geäußerte Bitte Valiers, seine Forschungen und Experimente mit einer kleinen Geldsumme zu unterstützen, ging in einem allgemeinen Tohuwabohu unter. Erschüttert von soviel Unverstand und Gemeinheit, versicherten einige der Studenten Valier ihres Mitgefühls und ihrer Hochachtung und boten ihm ihre Hilfe an. Valier war gefaßt. „Er sei", sagte er, „es gewöhnt, als Phantast und Schwärmer behandelt zu werden. Aber ein paar Mark an Eintrittsgeldern habe die Veranstaltung doch eingebracht."
Valier hat wenig später ein Raketenauto für die Firma Opel gebaut. Bei der Explosion des Triebwerks (1930) hat sein Leben im Dienste der Wissenschaft ein frühes Ende gefunden.

Rückkehr in die Heimat

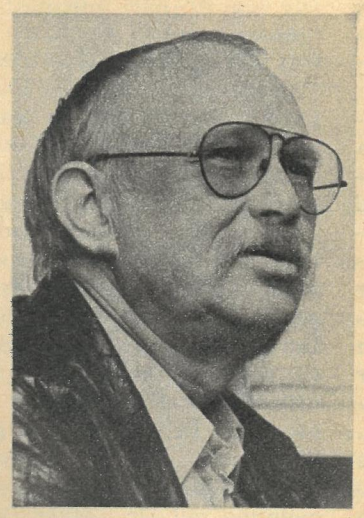
Der Aufbau der von der Bauabteilung in Zusammenarbeit mit anderen Abteilungen des Instituts projektierten Prüfstände und Laboratorien schritt planmäßig voran. Die Ausführung der Bauarbeiten, besonders der Betonarbeiten bei starkem Frost, wurde sorgfältig überwacht. Leider gelang es nicht in allen Fällen, beanstandete Qualitätsmängel zu beseitigen. Unter dem Druck der vorgegebenen Termine mußten Bedenken dann und wann zurückgestellt werden. Aber wir hatten Glück, ernstliche Schäden traten nicht ein.
Schließlich kam der große Tag der ersten Erprobung des neuen Prüfstands. Verhaltene Spannung herrschte auf dem Gelände. Jeder kannte seine Aufgabe. Letzte Kontrollen des Ofens, der Treibstoffleitungen, der Ventile, der Meßgeräte. Der Beginn des Versuchs wurde angekündigt – alle zogen sich in die Betonbunker zurück. Gespannt starrten wir durch die Sehschlitze – Zündung – ein greller, weißblauer Strahl schoß aus der Brennkammer. Ein fürchterlicher Knall, ein Donner, ein Rauschen: tausend Urweltgeister stießen zischend mit unbändiger Wut aus der Teufelsflasche. – Brennschluß! – Schnell war alles vorbei. – Händeschütteln. – Wir beglückwünschten uns gegenseitig zu dem gelungenen Versuch. Mit dem Erfolg des Projekts hatte sich der Umfang der Arbeiten beträchtlich vergrößert. Das Kollektiv wurde verstärkt. Sowjetische Wissenschaftler und Ingenieure übersiedelten auf die Insel.
Das Zusammenleben sowjetischer und deutscher Spezialisten – davon viele mit ihren Familien – auf der kleinen Insel, das Zusammentreffen von Menschen mit zum Teil sehr unterschiedlichen Anschauungen in der Arbeit und im gesellschaftlichen Bereich, Unklarheiten über die noch zu lösenden Aufgaben und damit über die Termine einer Rückkehr in die Heimat, manches für uns Ungewohnte beim Wohnen, Schulunterricht und bei der Verpflegung, diese und jene Unzulänglichkeiten bei der Versorgung – das alles waren teils berechtigte, teils fiktive Gründe für mancherlei Querelen, Verdächtigungen und Verärgerungen. Doch schließlich haben Vernunft, guter Wille und die Einsicht in das Notwendige die Oberhand behalten. Die gemeinsame Arbeit, an der die meisten mit großer Einsatzbereitschaft hingen, hielt die Menschen zusammen.
Ein tieferer Einblick in die von der KPdSU und der Sowjetregierung konsequent verfolgte Friedenspolitik und in das Leben der Bürger der Sowjetunion, mit denen man in der tagtäglichen Arbeit verbunden war, haben nicht wenigen Wissenschaftlern und Ingenieuren zu der Einsicht verholfen, daß die gleiche Arbeit, die in Hitlerdeutschland für die verbrecherischen Ziele des Völkermords genutzt worden war, in der Sowjetunion der Erhaltung und Sicherung des Friedens, dem Wohl des Volkes und der Menschheit diente. Sie haben die Wahrhaftigkeit dieser Überzeugung später in ihrer Arbeit in der DDR unter Beweis gestellt.
Soweit es die Zeit erlaubte, hatte ich meine schon vor dem Krieg begonnenen Untersuchungen zu Fragen der Ökonomie der wissenschaftlich-technologischen Arbeit fortgesetzt. Aus meiner unmittelbaren Mitarbeit im Forschungskollektiv, auf Grund meiner Einblicke in die Aufgabenstellungen, Arbeitsmethoden und Arbeitsresultate des Instituts ergaben sich weit über meine bisherigen Vorstellungen vom Wesen der Wissenschaft hinausgehende Erkenntnisse.
Die Entwicklung der Fernrakete als einem markanten Beispiel unter Entwicklungen ähnlicher Größenordnung machte es offensichtlich, daß die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten zu einer neuen gewaltigen Potenz der gesellschaftlichen Produktion geworden war. In den Laboratorien der wissenschaftlichen Institute und Konstruktionsbüros wurden die Voraussetzungen für die Produktion neuer Erzeugnisse von höchster Qualität, für eine hohe Effektivität der Produktion geschaffen. Offenbar war es an der Zeit, der Wissenschaft im Rahmen der marxistischen Denkkategorien und unserer ökonomischen Werteskala eine völlig neue, weitaus höhere Position als bisher, eine erste Priorität einzuräumen. Auf Grund dieser Erkenntnisse entstand 1951 meine Abhandlung „Die Wissenschaft als Potenz der gesellschaftlichen Produktion", die erste Fassung des 1957 in Berlin erschienenen Buches „Produktivkraft Wissenschaft".
Die dem sowjetisch-deutschen Forschungskollektiv gestellten Aufgaben waren Anfang der 50er Jahre abgeschlossen worden. Den Mitgliedern des Kollektivs wurde für ihre Arbeit Dank und Anerkennung ausgesprochen. Im August/September 1952 besuchte eine Delegation von Bauschaffenden der DDR die Sowjetunion zum Studium der sowjetischen Erfahrungen in Städtebau und Architektur. Die Delegation wurde vom Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrats und Minister für Aufbau der DDR, Dr. Lothar Bolz, geleitet. Während des Aufenthalts der Delegation in Moskau hatte ich eine Begegnung mit Dr. Lothar Bolz, bei der die Möglichkeit meiner Übersiedlung nach Berlin und der Aufnahme einer Tätigkeit im Bauwesen der DDR zur Sprache kam.
Diese Perspektive nahm allmählich konkrete Umrisse an. Ich begann mich auf die kommenden neuen Aufgaben einzustellen. Am 30. September 1954 war es soweit. Vom Belorussischen Bahnhof, auf dem ich, vor 22 Jahren aus Berlin kommend, eingetroffen war, ging es nun wieder nach Westen – Ziel DDR.

- Ende -

Fotos: Barbara Meffert, Autor

Sagen wird man über unsere Tage …

Diese Verszeile des Dichters Kuba, geschrieben in den Jahren unseres Neubeginns, verweist auf das Urteil eines künftigen Lesers. Große Leistungen wurden vollbracht, die größte ein vierzigjähriger Frieden! Wer stört ihn noch immer, wer bewahrt ihn? Zu solchen und andere Zeiterscheinungen berührende Fragen nehmen an dieser Stelle zeitgenössische Autoren aus der UdSSR und der DDR in Poesie und Prosa das Wort. Sie benennen und bekennen, was sie bewegt in u n s e r e n Tagen, an denen einst wieder Dichter ihre eigene Epoche messen werden.



**Heinz Kahlau,
geboren am 6. 2. 1931
in Drewitz bei Potsdam,
lebt in Berlin,
schrieb u. a.
die Gedichtbände
„Der Fluß der Dinge“,
„Fundsachen“.**

**Heinz Kahlau,fotografiert
von Dieter Andree**

HEINZ KAHLAU

ZUKUNFTS-SPRUCH

So setzt ihr fort,
was uns zu Menschen macht:
Gebt auf die Arbeit
und die Kinder acht.

Das macht uns die Natur
zur Lebenspflicht:
Verderbt die Arbeit
und die Kinder nicht.

Der Sinn von beiden
liegt bei uns allein.
Sie können Fluch –
sie können Segen sein.

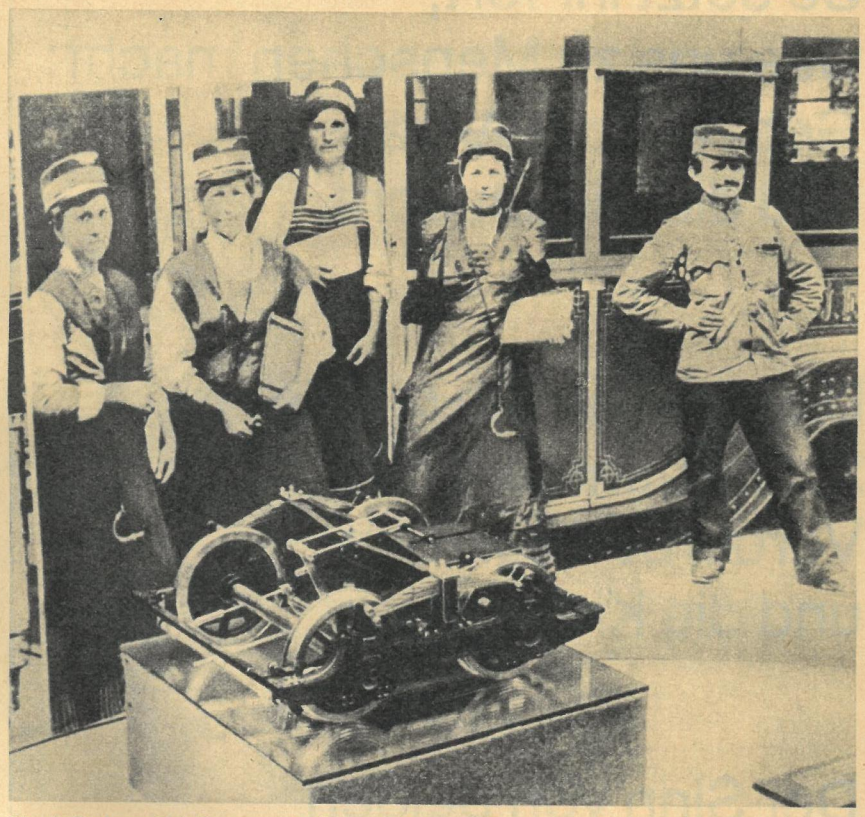
Foto: Detlef Christel

Technische Denkmale sind Erinnerungen an ungewöhnliche und kühne Entwürfe, an Baumeister und Erfinder, die ihrer Zeit voraus in die Zukunft dachten. Eines der lebendigsten und praktischsten ist die alte Budapester U-Bahn, die täglich immerhin noch an die 150 000 Fahrgäste zwischen dem Pester Vörösmarty-Platz und der Mexikoistraße hinter dem Stadtwäldchen befördert.

Was halten Sie von einer Spazierfahrt mit dem bestbesuchten Museum Budapests? Halt! Vergessen Sie nicht, ein Billet zu erwerben! Der Unterhalt dieser denkwürdigen Anlage ist den Budapestern lieb und etwas teurer. Sonst werden Sie gebeten, eine umfänglichere Spende für das städtische Nahverkehrswesen zu entrichten. Immerhin handelt es sich nicht um irgendeine, sondern um die Millenniumsbahn! Schauen Sie nicht so skeptisch! Auch wenn sie nicht so ganz wirklich ein Jahrtausendwerk ist (wie der Name vielleicht vermuten läßt), sondern ein Geschwindbau zur Jahrtausendfeier Ungarns im Jahre 1896, ist sie doch solide gebaut und 1973 noch einmal ordentlich rekonstruiert und modernisiert worden. Ein bißchen Phantasie bitte, und seien Sie nett, wenn Ihnen die „Kleine Metro" nicht als die zweitälteste Europas nach der Londoner Metropolitan vorgestellt wird, sondern als die älteste des Kontinents.

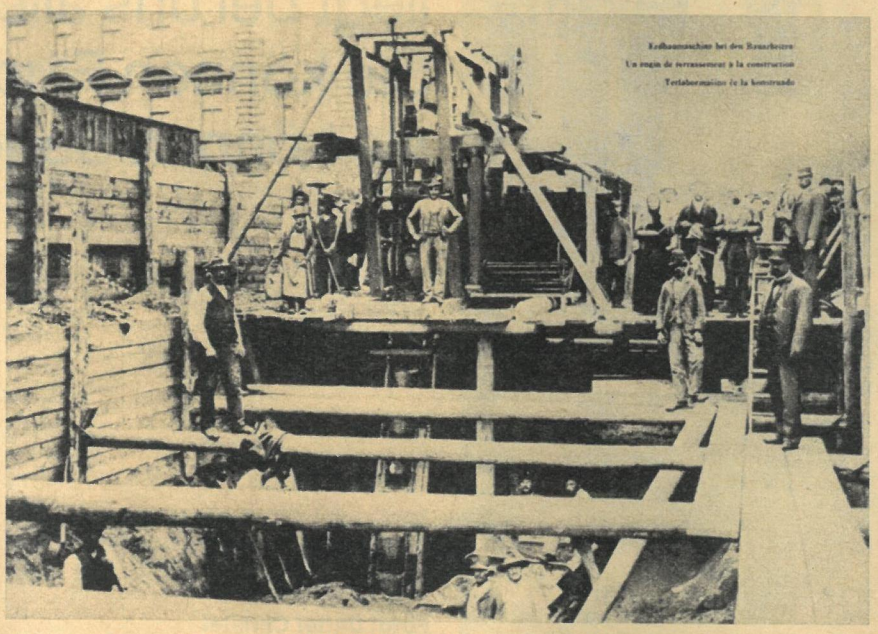
Die berühmte Konditorei „Gerbeaud" war schon damals gut besucht, nur hieß der Vörösmarty- damals Gizella-Platz und war der Ausgangspunkt der Sugár-Allee, die heute den unaussprechlichen Namen Népköztársaság-Allee trägt. Und weil man auf diese neue und schöne Allee so schön stolz war, wurden alle Pläne für eine moderne „Elektrische" mit kühnem Schwung vom Tisch gefegt. Sollte man sich etwa das wohlgeratene Straßenbild von Eisenschienen verschandeln lassen? Aber wohin mit den vielen Droschken, der Flut von Menschen, die das sich stürmisch entwickelnde Budapest aufsog wie ein riesiger Badeschwamm?

In einem Vertrag vom 18. Februar 1893 kamen dann endlich die Budapester Pferdebahngesellschaft und die Straßenbahngesellschaft nun unter Umgehung aller Einwände überein, die Genehmigung für den Bau einer U-Bahn einzuholen. Sie finden das logisch? Ich bitte Sie, damals war das schon noch eine recht kühne und seltene Idee des Herrn Mór Balázs. Seine Aktivitäten um den U-Bahn-Bau wurden immerhin mit einem Adelstitel belohnt, und er schmückte fürderhin sein Wappen mit dem Bahn-Motiv. Ich habe ihn allerdings in dem dringenden Verdacht, daß er sich seine Idee so lange aufsparte, bis der Millenniumsrausch auch die Genehmiger erfaßte und sie im Eiltempo bis zum 9. August 1894 alle Stempel auf die Papiere drückten, allerdings mit der Auflage, daß sie sich pünktlich zur Feier feierlich mit der modernsten Verkehrsanlage schmücken könnten. Für Bau und Ausstattung stand die unglaubliche Zeit von 20 Monaten zur Verfügung. Zum Zeitpunkt der behörd-



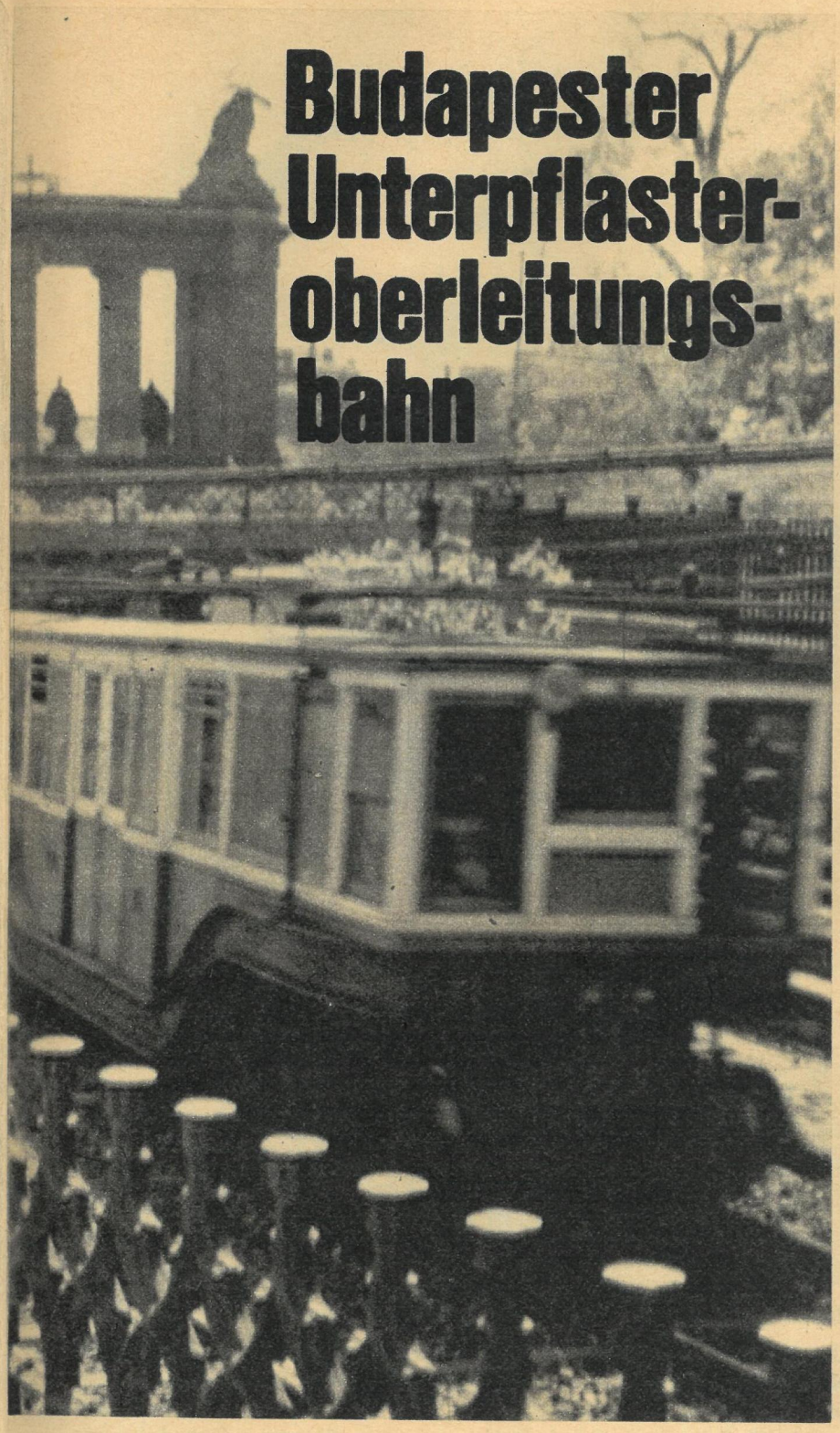
Modell eines Triebwagendrehgestells und die ersten Schaffnerinnen.

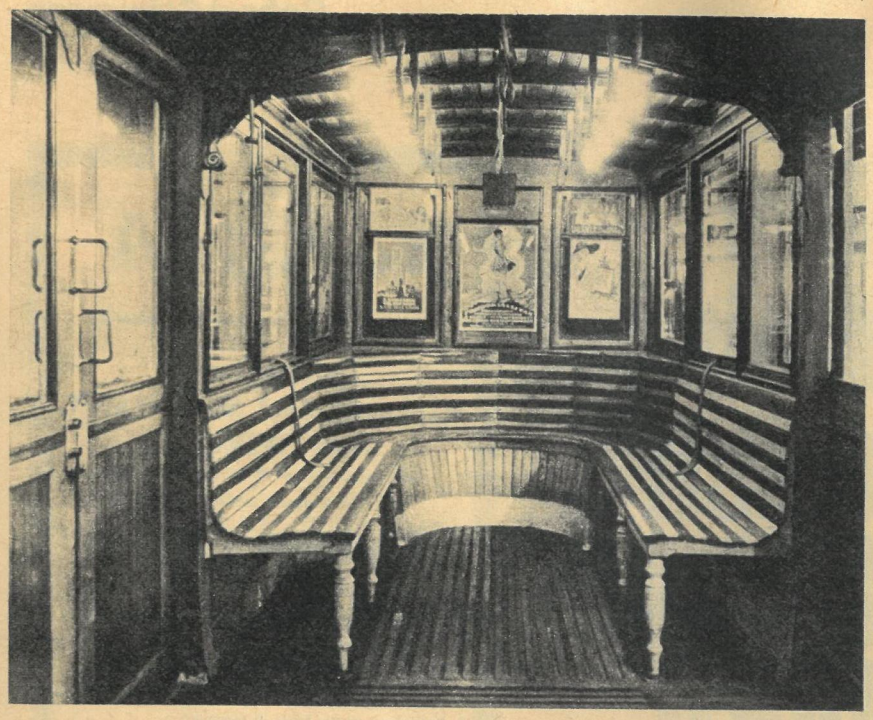
Bis 1973 führte ein Abschnitt oberirdisch durch das Stadtwäldchen.



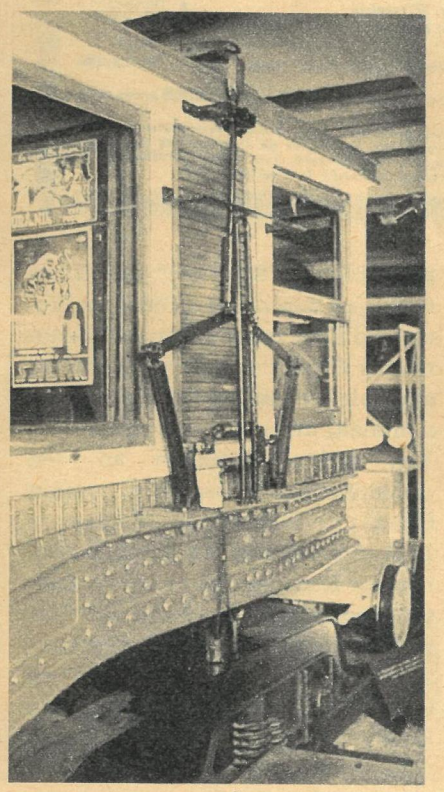
Im Tagebauverfahren wird die U-Bahn-Linie durch die Stadt gezogen.

Budapester Unterpflaster-oberleitungs-bahn

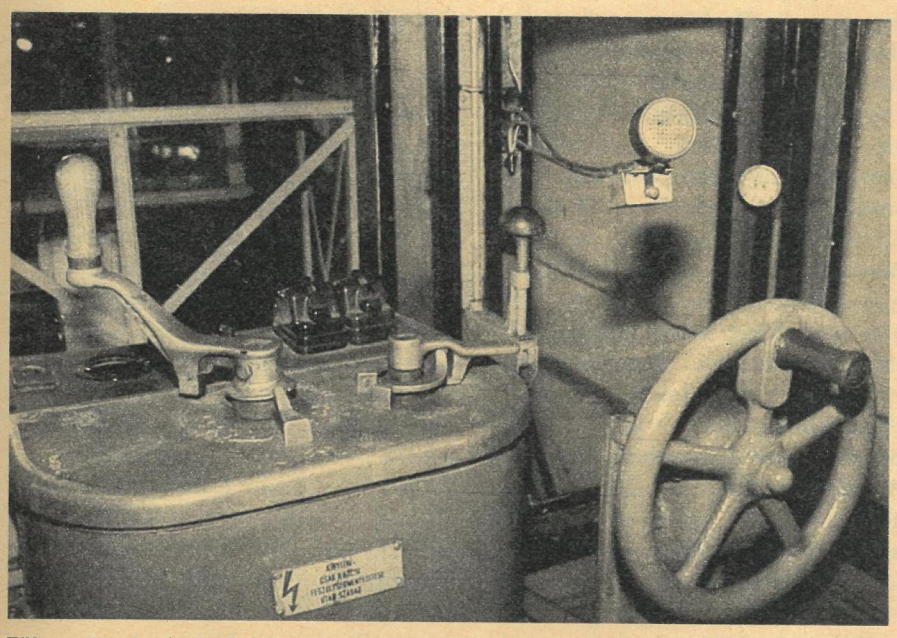




Innenraum des Wagens Betriebsnummer 19.



Alter Stromabnehmer



Führerstand um die Jahrhundertwende

lichen Begehung am 11. April 1896 waren die 3226 Meter Tunnelstrecke und 463 Meter Oberflächenstrecke durch das Stadtwäldchen im wesentlichen fertig, zehn blech- und zehn holzverkleidete Triebwagen von meisterlicher Technik und Innenausstattung verkehrsbereit und das Holzpflaster über der Betondecke fein säuberlich festgeklopft. Die markantesten Haltestellenzugänge schützten reich verzierte Majolika-Häuschen. Die haben Sie nicht gesehen? Nun, nur wenige Jahre später genierte man sich bereits des übertriebenen Zierats und ersetzte es durch schlichtere Metallgittereinfassungen.

Aber zurück zur Jahrtausendfeier. König Franz Josef I., im Gegensatz zu seiner Frau Elisabeth, seinen Ungarn nicht gerade in stürmischer Liebe zugetan, wollte zu den Millenniumsfeierlichkeiten schon einmal in Budapest vorbeischaun. Stellen Sie sich vor, der König erwirbt am Donnerstag, dem 8. Mai 1896, ein Billet – die Bahn war ja schon am Samstag eröffnet worden –, schreitet die Treppe hinunter, zückt die Zwiebel mit prüfendem Blick zur Bahnhofsuhr. Dann fährt der „Königswagen“ mit der Nummer 20 vor, und er steigt vorne, die anderen hinten ein, oder umgekehrt? Immerhin wurde das ganze Fahrgestell verändert, um anstelle der Mitteltür zwei Seitentüren anzubringen. Ab geht die Fahrt, und unterwegs plaudert er mit den ein- und aussteigenden Untertanen. Doch, er hatte wirklich noch einen Plauderpartner, als er 1897 in Gesellschaft des deutschen Kaisers Wilhelm II. den diesmal „Kaiserlich-königlichen Hofwagen“ bestieg. Ein wenig Spaß scheint Seine Hoheit also doch in den öffentlichen Verkehrsmitteln gehabt zu haben. Aber verlassen wir die Wohlgeborenen, auch Wagen Nr. 20 durfte nach längerem Ruhestand und Überholung bis 1955 jeden befördern, der ein Billet löste. Zum Gaudi der Nachfahren der Erbauer, die damals zur Eröffnung für Können und Schweiß weniger Presse bekamen als der kleine „Abstieg“ des Königs.

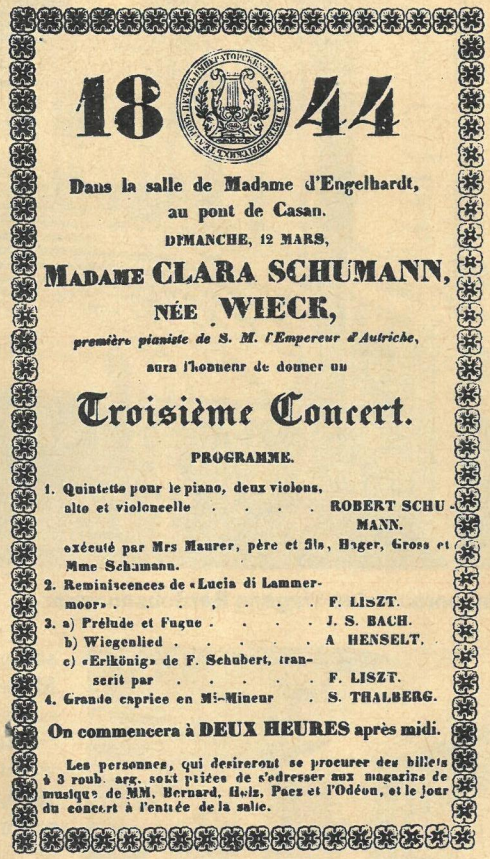
Sie wollen noch mehr über die Technik wissen? Steigen Sie doch einfach am Deák-Platz aus. In einem stillgelegten Seitentunnel finden Sie ein Stück der alten Station Gizella-tér, alte Wagen, originalgetreue Modelle, Dokumente und auch Wissenswertes über den Bau der neuen Metro-Linien. Und bitte, beachten Sie an dieser Kreuzung: Wenn Sie einmal von der Metro in die alte U-Bahn umsteigen sollten – vergessen Sie nicht, ein Billet zu lösen!

Tatjana Trögel

Fotos: Tamás Urban, MTI (1)

Die Reise nach Petersburg

Robert Schumann



1844

Dans la salle de Madame d'Engelhardt,
au pont de Casan.

DIMANCHE, 12 MARS,

MADAME CLARA SCHUMANN,
NÉE WIECK,

première pianiste de S. M. l'Empereur d'Autriche,

aura l'honneur de donner un

Troisième Concert.

PROGRAMME.

1. Quintette pour le piano, deux violons, alto et violoncelle . . . . ROBERT SCHUMANN.
   exécuté par Mrs Maurer, père et fils, Hager, Gross et Mme Schumann.
2. Reminiscences de «Lucia di Lammermoor» . . . . . F. LISZT.
3. a) Prélude et Fugue . . . . J. S. BACH.
   b) Wiegenlied . . . . . A HENSELT.
   c) «Erlkönig» de F. Schubert, transcrit par . . . . . F. LISZT.
4. Grande caprice en Mi-Mineur . S. THALBERG.

On commencera à DEUX HEURES après midi.

Les personnes, qui desireront se procurer des billets à 3 roub. arg. sont priées de s'adresser aux magazins de musique de MM. Bernard, Hoin, Paez et l'Odéon, et le jour du concert à l'entrée de la salle.

Programm von Clara Schumanns Konzert am 12. März 1844 in Petersburg.

Er wollte die Reise, von der hier erzählt werden soll, um keinen Preis machen, doch SIE konnte ihn – unterstützt von den Freunden, namentlich von Felix Mendelssohn Bartholdy, dem Leipziger Gewandhauskapellmeister – am Ende für das Wagnis gewinnen. Sie sollten es beide nicht bereuen: Robert Schumann, neben Mendelssohn bedeutendster deutscher Komponist der Vormärzepoche, Clara Schumann, geborene Wieck, gefeierte Klaviervirtuosin. Ehe das Paar im Januar 1844 zu einer Konzerttournee nach dem fernen Rußland aufbrach, war es im Herbst davor zu „einigen kleinen Stürmen im ehelichen Zusammenleben" gekommen, wie Clara in dem vom Hochzeitstage an getreulich geführten Ehetagebuch bemerkt. Der Grund: ihr Wunsch und Robert Schumanns Weigerung, diese beschwerliche Reise zu wagen. „Doch hat er mich beruhigt durch das Versprechen, daß wir nächsten Winter gewiß etwas Großes unternehmen", heißt es dann, und dieses Versprechen hat Schumann gehalten.

Erst während der großen Reise, Anfang März in Dorpat*), nimmt Clara Schumann das monatelang vernachlässigte Tagebuch wieder zur Hand. „Wir traten das neue Jahr vergnügt und munter an –", berichtet sie und schildert dann die Vorbereitungen zur „Petersburger Reise", die freilich auch den „unbeschreiblichen Schmerz" der Trennung von den kleinen Töchtern Marie und Elise (sie werden von Schumanns Bruder und Schwägerin im erzgebirgischen Schneeberg aufgenommen) mit sich bringen.

Von vielen Freunden an den „Dampfwagen" begleitet, reisen Clara und Robert am 25. Januar 1844 aus Leipzig ab. Erste Stationen der Reise sind nach einem Zwischenaufenthalt in Berlin bei Claras Mutter und jeweils kurzer Rast zur Besichtigung von Marienburg und Frauenburg die ostpreußischen Städte Königsberg und Tilsit, wo Clara im Konzert und in geselligem Kreise musiziert. Von hier ab benutzt man schon den Pferdeschlitten, erlebt nach dem Passieren der russischen Grenze (wie Schumann in seinem Reisenotizheft schreibt) „tiefen Schnee und langsames Fortkommen" und erreicht nach strapaziöser Fahrt die livländische Gouvernementsstadt Riga. Man rastet und macht dann einen Abstecher nach Mitau, wo Clara Schumann ihr erstes Konzert auf russischem Boden vor „dankbarem Publikum" gibt. Ihre Auftritte in Riga (dessen „steifes Kaufmannswesen" Schumann im übrigen bemängelt) scheinen hingegen keine reine Freude gewesen zu sein, und der mehrtägige Aufenthalt in der estnischen Universitätsstadt Dorpat wird überschattet durch schlechtes gesundheitliches Befinden des Komponisten.

Handzeichnung Robert Schumanns vom Moskauer Kreml.

Die Reise wird fortgesetzt über Narva, bis am 4. März Petersburg in Sicht kommt, von dessen „Großartigkeit" Schumann sofort fasziniert ist: „Wunderstadt der Welt" nennt er die Residenz- und zweite Hauptstadt des Zarenreiches, in der das Künstlerpaar nun einen ganzen Monat randvoll mit Konzerten, Gesellschaften, Besichtigungen und Ausflügen zubringt. Sie besuchen die Konzerte im Saal der Adels-Assemblée und in der Rechtsschule (zu deren Zöglingen später Tschaikowski zählt), sie werden eingeführt beim Grafen Michail Wielhorsky, dessen Salon einen Mittelpunkt des Petersburger Musiklebens bildet, lernen den Bruder ihres Gastgebers, Matwej Wielhorsky, kennen, der komponiert und Cello spielt, sind häufig mit dem Hofpianisten Adolf Henselt zusammen und erneuern die bereits in Leipzig geknüpfte Bekanntschaft mit dem Geiger und Direktor der Hofsängerkapelle Alexej Lwow. Die „wundervoll tiefen Bässe" der Kapelle weiß Schumann zu rühmen, während ihm die Kirchenmusik in der Kasaner Kathedrale „barbarisch" vorkommt.

Clara Schumann gibt vier eigene Konzerte, in denen sie Robert Schumanns berühmtes Klavierquintett spielt, sie wirkt mit bei Konzerten in den Palais Wielhorsky und Oldenburg (einem Neffen des Zaren), und schließlich wird sie an einem Konzertabend der Petersburger Philharmonischen Gesellschaft stürmisch gefeiert und am folgenden Tage zu deren Ehrenmitglied gekürt. Die Zarin Alexandra lädt sie ins Winterpalais ein. Solcherlei Ehrungen werden dem Komponisten nicht zuteil, was diesem jedoch keinen Verdruß bereitet. Das russische Konzertpublikum begegnet hier zum ersten Mal Schumannscher Musik, wie z. B. der „Frühlingssympho-

Diplom für Clara Schumann von der Petersburger Philharmonischen Gesellschaft 1844.

Reproduktionen: Archiv des Autors, Robert Schumann-Museum

nie“, die seither immer mehr Freunde und Bewunderer in Rußland fand.

Auch Moskau nennt Schumann eine „Wunderstadt“, noch dazu „alle Vorstellungen übersteigend“, und nach dem ersten Besuch des Kreml (dem viele weitere folgen) zeigt er sich „ganz entzückt“, während ihm die Basiliuskathedrale auf dem Roten Platz „wie ein Tulipanenstrauß“ erscheint. Mag man es glauben, der anfangs so reiseunlustige Komponist fühle sich in der fremden Stadt so wohl, daß er den „Gedanken einer längeren Niederlassung“ faßt? Die Beschreibung der „Wunder“ und Sehenswürdigkeiten füllt jedenfalls viele Seiten seines Reisenotizbuches. Ja, er fühlt sich – zum erstenmal seit seiner Gymnasiastenzeit – sogar angeregt zu einigen Gedichten, die die Sage und Historie des Kreml behandeln, darunter „Die Glocke von Iwan Weliki“ und „Die Franzosen vor Moskau“. „Versteckte Musik, da zum Komponieren keine Ruhe und Zeit war“, nennt er in einem Brief nach Hause diesen „poetischen Gruß aus Moskau“.

Vielleicht den tiefsten Eindruck – von den Palästen und Kathedralen einmal abgesehen – hinterläßt dem Ehepaar Schumann das von Katharina II. begründete große Findelhaus in Moskau, von dessen Direktor es mit allen Einrichtungen des Instituts bekanntgemacht wird. So auch einem Saal, wo gleichzeitig 540 Säuglinge von Ammen gestillt werden und dennoch „kein Kind schreit, wenn Fremde kommen…“ Der Hauptzweck der Reise, nämlich Konzerte zu geben, erfüllt sich in Moskau erst nach zehntägigem Aufenthalt. Claras Soiree am 20. April im Kleinen Theater bringt ihr eine „sehr enthusiastische Aufnahme“.

Inzwischen ist der Frühling gekommen, ist das Eis der Moskwa geschmolzen – trotzdem fühlt sich

Matwej Graf Wielhorsky.

Schumann oft angegriffen und leidet bei Spazierfahrten unter Schwindelgefühl. Seinen scharfen Blick für Menschen und Situationen beeinträchtigt seine schwankende Gesundheit indes nicht, so daß ihm z. B. im Kreml die Diskrepanz zwischen den Inschriften auf erbeuteten französischen Kanonen der Revolutionszeit: „Liberté, Egalité…“ – und der despotischen Zarenherrschaft nicht entgeht.

Auch die musikalischen Eindrücke bewertet er kritisch: beim Anhören von Glinkas Oper „Alles für den Zaren“ („Iwan Sussanin“) im Bolschoi Theater läßt er nur den ersten Akt als „artige Musik“ gelten. Neben zwei erfolgreichen Konzerten Claras in der Moskauer Adels-Assemblée veranstaltet das Ehepaar Schumann auch eine Matinee vor geladenen Gästen. Weniger beträchtlich als in Petersburg ist diesmal, da die eigentliche Saison bereits vorbei war, die finanzielle Ausbeute: während die Netto-Einnahme aus den Konzerten in Petersburg die stattliche Summe von 2434 Silberrubel (2610 Taler) erreichte, betrug sie in Moskau nur umgerechnet 1422 Taler.

Am 8. Mai verlassen die Schumanns Moskau und treffen am 11. wieder in Petersburg ein, das, wie es im Tagebuch heißt, „im Sommer viel prächtiger“ wirkt. Alle Bekannten werden noch einmal aufgesucht. Mit dem Grafen Wielhorsky unternimmt man einen Ausflug nach Zarskoje Selo und Pawlowsk.

Die Heimreise plant Clara zu Schiff. Es kommt zwischen den Ehegatten zu einem kleinen „Seefahrtkrieg“. ER hegt „Bedenken gegen eine etwaige Seereise“, die SIE zu besiegen weiß. Die Fahrt mit dem Dampfschiff „Alexandra“ beginnt mit „starkem Gewitter bei großer Kälte“ und „totaler Verstimmung der Gesellschaft“; später klart der Himmel auf, was „Freude und Heiterkeit“ mit sich bringt. In Stettin besteigt das Paar wieder die Eisenbahn, und am 31. Mai – nachdem die Töchter in Schneeberg abgeholt wurden – begeht man bei „himmlischem Wetter“ den „letzten Reise- und Ferientag“.

Lange klingen die Erlebnisse in den beiden Weitgereisten nach, und nicht nur der in Petersburg erworbene neue Flügel wird die Erinnerung wachgehalten haben. Auch in Rußland ist das Künstlerehepaar nicht vergessen, wie Michail Wielhorsky drei Jahre später bei seinem Besuch im Dresdner Domizil der Schumanns versichern kann. Die tiefe Verwurzelung der Musik Robert Schumanns im heutigen sowjetischen Konzertleben ist Zeugnis einer ungebrochenen Tradition, die sich bis ins Reisejahr der Schumanns 1844 zurückverfolgen läßt.

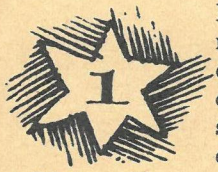
Gerd Nauhaus

Die Aufzeichnungen Robert und Clara Schumanns über ihre Rußlandreise, erscheinen, herausgegeben von Dr. Gerd Nauhaus 1987/88 im Deutschen Verlag für Musik Leipzig.

Anmerkungen:
*) veränderte Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge: Dorpat–Tartu; Frauenburg–Frombork (VR Polen); Königsberg–Kaliningrad; Marienburg–Malbork (VR Polen); Mitau–Jelgava; Petersburg–Leningrad; Stettin–Szczecin (VR Polen); Tilsit–Sowjetsk; Zarskoje Selo–Puschkin.

Das Neujahrsfest eines Vaters und seiner kleinen Tochter

Alexander Grin



In der Stadt Comenville, die weder durch Sauberkeit oder reges Geschäftsleben noch durch andere Dinge glänzte, die den aufreizenden, eckigen Glanz der großen oder der wie im Fieber lebenden Städte ausmachen, hatte sich der Gelehrte Egmond Drep ihrer Beschaulichkeit und Stille wegen niedergelassen. Fünfzehn Jahre zuvor hatte er hier begonnen, eine zweibändige wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben.

Die Idee zu diesem Werk beherrschte ihn schon, als er noch Student war. Drep führte ein kümmerliches Leben und versagte sich vieles, da er kein Vermögen besaß; was er gelegentlich verdiente, drückte sich in den geringen Honorarsummen für kleinere Übersetzungen und Geschäftsbriefe aus; all seine freie Zeit, die er sorgfältig hegte, widmete er seinem Werk, über dem er oftmals Essen und Schlaf vergaß. Allmählich gelangte er dahin, daß er sich für nichts anderes mehr interessierte als für die Abhandlung und für seine Tochter Tavinia Drep. Diese lebte bei Verwandten.

Sie war sechs Jahre alt gewesen, als ihre Mutter starb. Ein- oder zweimal im Jahr wurde sie von einer alten Frau mit Adlernase zu Drep gebracht, die ihn musterte, als wollte sie ihn aufhängen für seine Armut und Zerstreutheit, für all die äußeren Anzeichen seiner flammenden Innenwelt, die sie in Gestalt von Pfeifenasche und einer dem Chaos nahekommenden Unordnung bei ihm sah.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Unordnung in Dreps kleiner Wohnung, sie nahm die wundersamen Umrisse eines Traums an, einer futuristischen Zeichnung mit ihrer Vermengung verschiedenartiger Gegenstände zu einem widernatürlichen Sammelsurium, doch es wuchs auch der Stoß seines Manuskripts, das im Mittelfach eines kleinen Schranks ruhte. Lange schon erduldete es die Nachbarschaft von allem möglichen Plunder.

Zerknüllte Taschentücher, Schuhbürsten, Bücher, zerschlagenes Geschirr, irgendwelche Rahmen und Fotografien und viele andere staubbedeckte Dinge lagen auf dem breiten Brett zwischen Heften, Notizbüchern oder einfach mit Bindfaden umschnürten Zetteln, auf die der nervöse und zerstreute Drep, der nicht die Geduld besaß, nach passendem Schreibpapier zu suchen, seine plötzlichen Erleuchtungen hinwarf.

Vor drei Jahren, in einem lichten Moment, hatte er mit der Frau des Portiers eine Abmachung getroffen: Einmal am Tag sollte sie gegen ein gewisses Entgelt die Wohnung aufräumen. Aber bald fand Drep, daß die Ordnung, oder genauer, das gewohnte Durcheinander der Gegenstände auf seinem Schreibtisch einer häßlichen Symmetrie gewichen war und er alsbald vergeblich nach den Bemerkungen auf Manschetten suchte, welche er zur Sicherheit mit einem massiven Bronzeadler beschwert hatte, und nachdem er das Verlorene endlich im Korb unter der schmutzigen Wäsche aufgespürt hatte, trennte er sich schroff von seiner Angestellten und knallte die Tür hinter ihr zu, worauf er heftige Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit zu hören bekam. Seitdem kämpfte Drep allein mit dem Leben.

Es dämmerte, als Drep endlich bemerkte, daß er seit einiger Zeit in Hut und Mantel vor dem Schrank stand und sich zu erinnern suchte, was er vorgehabt hatte. Es gelang ihm, als er auf ein Telegramm blickte.

„Mein lieber Papa", stand da, „ich komme heute um acht. Ich küsse und drücke Dich. Tavi." Drep fiel wieder ein, daß er auf den Bahnhof wollte.

Zwei Tage zuvor hatte er einen kleinen Geldschein in den Schrank gelegt, sein letztes Geld, wofür er eine Kutsche nehmen und etwas Eßbares kaufen wollte. Aber er hatte vergessen, wohin er ihn gesteckt hatte, als er zur Unzeit über sein zweiunddreißigstes Kapitel nachsann; an dieses Kapitel hatte er auch eben noch gedacht, ehe der Text des Telegramms den gewohnten Zauber durchbrach. Er sah das liebe Gesicht von Tavi vor sich und lachte.

Jetzt kreisten alle seine Gedanken um sie. Mit krampfhafter Ungeduld machte er sich an die Suche nach dem Geld und vergrub die Hände tief im Innern des dritten Fachs, wo er alles Geschriebene stapelte.

Die elastischen Papierblätter leisteten Widerstand. Drep sah sich schnell um, wohin er das Ganze legen könnte, zog den Papierkorb unter dem Tisch hervor und stopfte das Manuskript hinein, wobei er manchmal innehielt, um einen auf einer bloßliegenden Seite zufällig aufblitzenden Satz zu überfliegen oder eine Folge von Gedanken zu überprüfen, die vor Jahren im Zusammenhang mit dieser Arbeit aufgetaucht waren.

Wenn Drep über seine Arbeit nachzudenken begann oder sie ihm auch nur in den Sinn kam, schien es ihm, als habe es in seinem Leben keine Zeit gegeben, da diese Arbeit nicht in seiner Seele oder auf seinem Tisch gewesen war. Sie wurde geboren, wuchs, entwickelte sich und lebte mit ihm, wie sich ein Mensch entwickelt und wächst. Für ihn glich sie einem Regenbogen, der noch im Nebel angespannten Schöpfertums verborgen ist, oder er sah sie in Gestalt einer goldenen Kette, die die Hänge eines Abgrunds miteinander verband; er stellte sie sich auch als Wahrheit säenden Donner und Wirbelsturm vor. Er und sie waren eins.

Er fand den Geldschein, der sich in einer leeren Zigarettenkiste festgesetzt hatte, blickte auf die Uhr, und da er sah, daß nur noch fünf Minuten bis acht Uhr blieben, lief er auf die Straße.

Einige Minuten darauf ließ der düstere Portier Tavi Drep in die Wohnung ihres Vaters.

„Er ist weggefahren, Fräulein", sagte er und trat zusammen mit dem Mädchen ein, dessen blaue Augen nach dem Schatten eines Lächelns in dem bärtigen Gesicht suchten, „er ist weggefahren, und ich denke, er wollte Sie abholen. Sie sind gewachsen, wissen Sie."

„Ja, die Zeit vergeht", stimmte Tavi zu, in dem Bewußtsein, daß vierzehn Jahre bereits ein ehrwürdiges Alter sind. Diesmal war sie allein gekommen, wie eine Erwachsene, und darauf war sie in aller Bescheidenheit stolz. Der Portier entfernte sich. Das Mädchen ging ins Arbeitszimmer.

„Der reinste Pferdestall", sagte sie, da sie in bekümmertem Staunen einen starken Vergleich für das, was sich ihren Blicken darbot, suchte. „Oder eine lange nicht gekehrte Scheune. Wie einsam du bist, Papa, du mein Arbeiter! Und morgen ist Neujahr!"

Bebend vor Liebe und Mitleid zog sie ihren hübschen Seidenmantel aus, knöpfte die Ärmel auf und krempelte sie hoch. Im nächsten Augenblick knallten und krachten zahllose wuchtige Wälzer aufeinander, die sie entschieden in die Ecke schleuderte, wo immer sie sie am unpassenden Platz fand. Das Fenster wurde geöffnet; frische Luft strömte als durchsichtiger Strahl in das verräucherte, ungeheizte, feuchte Zimmer.

Tavi suchte ein Tischtuch und

Mit etwa 400 Werken hinterließ uns Alexander Grin (1880–1932) ein reiches und vielschichtiges erzählerisches Erbe, das den Freunden seiner Kunst Anregungen bis in unsere Tage gibt. Schon vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution galt Grin als ein phantasievoller, über Zeit und Menschen tief nachdenkender Schriftsteller. Kurze Zeit in Vergessenheit geraten, entdeckte ihn Maxim Gorki aufs neue, ermunterte und förderte ihn. Grins poetische, in aller Welt bekannte Erzählung „Das Purpursegel" war der Beginn seiner wohl schöpferischsten Schaffensperiode. Aus dieser stammt auch die vorliegende Neujahrsgeschichte, die wir in der jüngsten Auswahlpublikation des Gustav Kiepenheuer Verlages fanden.

Illustration: Harald Larisch

wusch eilig das Geschirr ab; schließlich stopfte sie den Kamin mit Knüllpapier aus dem Abfallkorb, in der Küche gefundenen Kohleresten und Kehricht voll und heizte ihn an; dann kochte sie Kaffee. Sie hatte ihren Reiseproviant, den ordnete sie auf dem Tisch an, so schön es nur ging. So werkte sie lächelnd und singend vor sich hin und stellte sich vor, wie Drep staunen würde, wie angenehm und wohlig ihm zumute sein würde.

Dieser näherte sich unterdessen dem Haus und erriet aus dem Licht im Fenster, daß seine kleine, gute Tavi schon angekommen war und auf ihn wartete, daß sie sich verfehlt hatten. Lautlos trat er ein. Sie spürte, wie sich große, starke und behutsame Hände auf ihr Gesicht legten und ihre Augen bedeckten, sie wirbelte herum, umarmte ihn stürmisch, drückte ihn an sich und zupfte an ihm wie an einem Kind.

„Papa, du bist es – Junge, wie hab ich mich abgehärmt ohne dich!“ rief sie, während er seine Tochter streichelte und küßte und sein Blick sich gierig an ihrem hübschen, nervösen Gesichtchen festsog, das ihm in höchster Wiedersehensfreude entgegenleuchtete.

„Mein Gott“, sagte er, setzte sich und umarmte sie von neuem, „ein halbes Jahr habe ich dich nicht gesehen. Hattest du eine gute Fahrt?“

„Es war wunderbar. Vor allem haben sie mich allein fahren lassen, so konnte ich das Leben genießen ohne das Brummen der alten Cäcilie. Aber stell dir vor, trotzdem mußte ich eine Menge Gefälligkeiten von fremden Leuten annehmen. Warum eigentlich? Aber hör mal: Siehst du nichts?“

„Was denn?“ fragte Drep lachend.

„Na, dich sehe ich.“

„Und was noch?“

„Was denn?“

„Du dummer, zerstreuter, gelehrter Wilder, sieh doch mal genau hin!“

Jetzt sah er es.

Der Tisch war ordentlich mit einem sauberen Tischtuch gedeckt und verschiedenes Gerät darauf verteilt; die Kaffeekanne dampfte; Brot, Früchte, Käse und energisch aufgeschnittene Pastetenscheiben bildeten einen Anblick, der so gar nichts gemein hatte mit Dreps gewöhnlicher Manier, mit einem Buch vor Augen im Gehen oder im Stehen zu essen. Der Fußboden war gefegt, die Möbel wohnlicher zurechtgerückt. Im Kamin loderte der zufällig aufgetriebene Brennstoff.

„Verstehst du, ich mußte mich beeilen, deshalb hab ich nur alles wie Ei verquirlt, aber morgen packe ich richtig zu, und dann wird es nur so funkeln.“

Der gerührte Drep schaute sie zärtlich an, er nahm ihre schmutzigen Hände und patschte sie gegeneinander.

„Na, jetzt werden wir den Staub aus dir klopfen. Wo hattest du denn das Brennholz her?“

„Ich hab in der Küche ein bißchen Kohle gefunden.“

„Das waren doch sicher nur ein paar Bröckchen.“

„Ja, aber hier gab es soviel Papier. In dem Korb dort.“

Drep, der noch nicht begriff, sah sie aufmerksam an, er verspürte dunkle Unruhe.

„In welchem Korb, sagst du? Unter dem Tisch?“

„Na ja doch! Gräßlich, wieviel Gerümpel da drin war, aber es brennt nicht besonders.“

Da kam ihm die Erinnerung, und er verstand.

4

Er wurde auf einen Schlag grau, und ihm schien, daß es plötzlich finster geworden war. Ohne zu begreifen, was er tat, streckte er die Hand nach der elektrischen Lampe aus und drehte am Schalter. Dies bewahrte das Mädchen vor einem gewissen Ausdruck im Gesicht Dreps – einem Zug, den sie niemals würde vergessen haben. Die Dunkelheit schlug ihm ins Gesicht und brach ihm das Herz.

Für ein paar Augenblicke glaubte er, unaufhaltsam gegen die Wand zu fliegen und im endlosen Aufprall an ihren Steinen zu zerschellen.

„Aber Papa“, sagte erstaunt das Mädchen und brachte mit unerschrockener Hand das helle Licht zurück, „hast du es denn so gern dunkel? Und wie kommt der Staub auf deine Haare?“ Wenn Drep in diesen Minuten nicht den Verstand verlor, so nur dank der glücklichen, frischen Stimme, die wie eine zärtliche Scheidelinie seinen Zustand durchdrang. Er blickte auf Tavi. Die gefalteten Hände gegen die Wange gedrückt, schaute sie ihn lächelnd voll rührender Sorge an. Ihre lichte Innenwelt war behütet von Liebe.

„Geht es dir gut, Papa?“ fragte sie. „Ich habe mich beeilt, bevor du kamst, damit du dich ausruhen kannst. Aber warum weinst du denn? Weine nicht, es tut mir weh!“

Noch keuchte Drep, noch marterte und krümmte er sich in der Qual lautlosen Stöhnens, doch die Stärke der Erschütterung übertrug mit der Helle des Tags das ganze kurze Vergnügen des Kindes, ihn in Sauberkeit und Wärme zu sehen, auf seine Seele, und er fand die Kraft zu sprechen.

„Ja“, sagte er und nahm die Hände vom Gesicht, „ich werde keine Tränen mehr vergießen. Es ist komisch, daß es Herzensregungen gibt, die es vielleicht wert sind, daß man mit einem ganzen Leben für sie bezahlt. Ich habe das jetzt erst verstanden. Wenn ich arbeite – und ich werde noch etwa fünf Jahre brauchen –, werde ich an dein Herz und an deine fürsorglichen Händchen denken. Genug davon.“

„Da wären wir also zu Hause!“

(1922)

(Aus dem Russischen von Andreas Pham)

Sergej Michalkow

Standpunkte

Ein Bär und ein Wolf plauderten über dieses und jenes. Da bemerkten sie einen Schmetterling, der von Blume zu Blume flatterte. Meister Petz beobachtete den kleinen Flattergeist und rief voller Begeisterung aus:
„Sieh nur, wie reizend!"
„Was?" fragte der Wolf.
„Dort auf dem Zweig, über deinem Kopf, ein Schmetterling, wie zart, wie fein!"
„Was ist da schon Besonderes!" sagte der Wolf mit einem spöttischen Lächeln.
„Er gefällt dir nicht?" verwunderte sich Meister Petz. „Was ist schon Schönes an einem Schmetterling?" „Das sage nicht!" entgegnete der Bär. „Sieh nur, was für eine Eleganz in den Bewegungen!

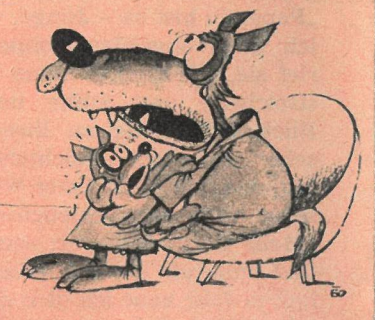
2 Wochenspruch

**Wer nicht besonders auserlesen,
Dem macht die Tugend Schwierigkeit.**
W. Busch

Mit Wolfszähnen möcht' ich den Amtsschimmel fassen. Majakowski

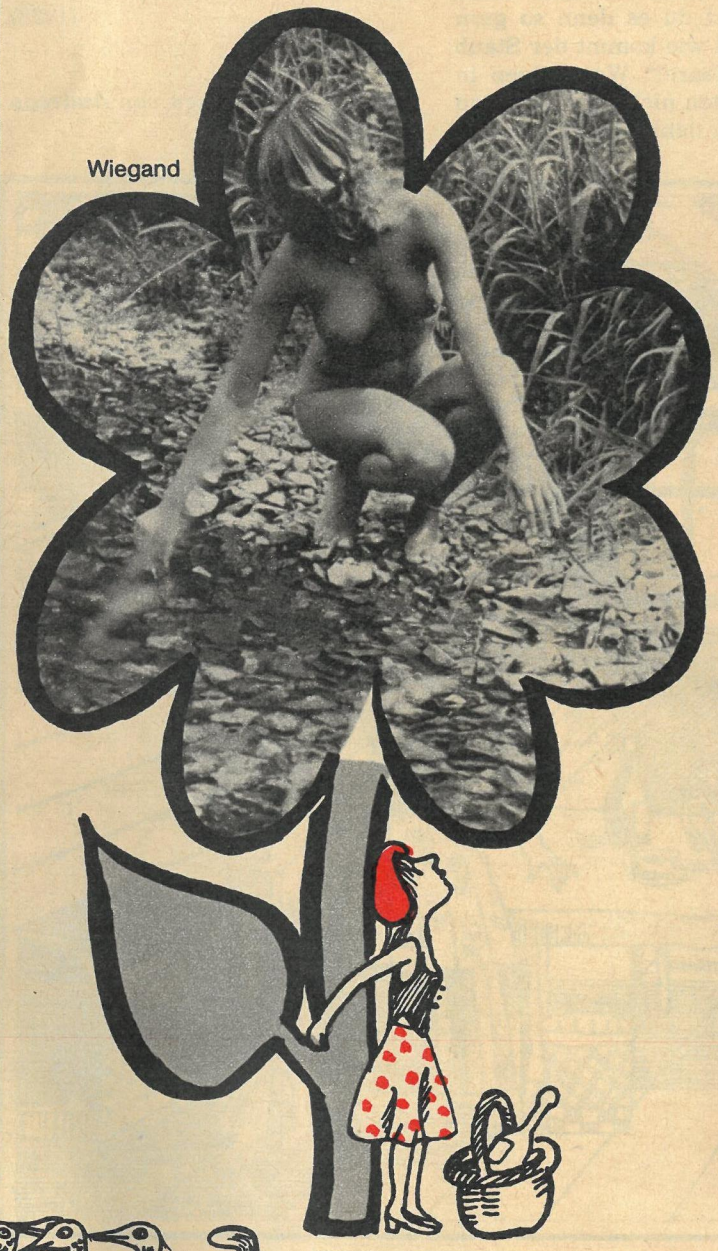
Als der Wölfin die Zähne ausfielen, nahm sie sich einen Fleischwolf. M. H.

aus „Dadzis"



„... und dann hat der böse, böse Hase den armen, armen Wolf gefressen ..."

Wenn ich ein Lamm schenken will, laß ich's durch keinen Wolf überreichen. Schiller



Wiegand

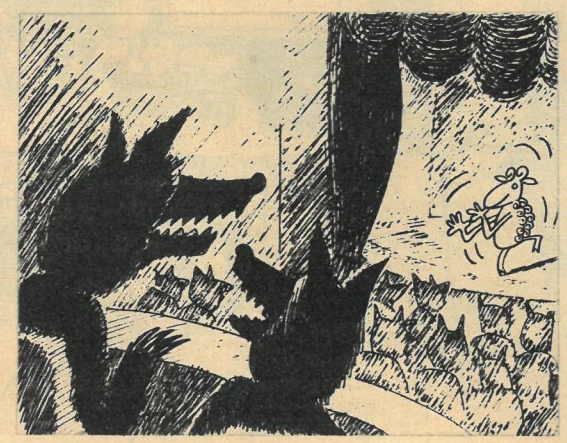
Rotkäppchen traf im Märchenwald
den bösen Wolf. Der blickte kalt.
Er fletschte gierig Zahn um Zahn
und sah im Geist den Braten nah'n.
„Laß von der Oma", sprach es mild,
„und schaue bitte nicht so wild!
Ach bitte, sei kein Ungeheuer,
die Oma ist mir lieb und teuer.
Mein lieber Wolf, auch wenn's dir bitter,
ich brauch' sie doch als Babysitter!"

Da wandte sich der Wolf zum Gehen,
dies Argument konnt' er verstehen!
Gürek

Belämmert

Ich kenne Schafe,
die wie Wölfe beißen.
Das Sprichwort schert
sie über einen Kamm.

Doch läßt sich gleichfalls
mühelos beweisen,
so mancher Wolf im
Schafspelz ist – ein Lamm
W. Funke



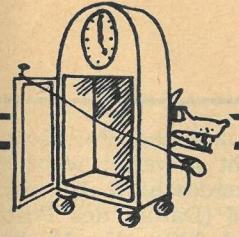
Kopelnizky, Tschernowzy

„Reg dich nicht auf, ist doch bloß Theater!"

Den Winter
fressen
die Wölfe
nicht auf.
spanisch

Er lebte sein eigenes Leben, allerdings auf fremde Kosten.

Der dem Menschen ein Wolf ist, ist kein Mensch, sondern ein Wolf. Brecht



Wie hübsch die Flügel gemustert sind, wunderbar!"
„Eleganz, Schönheit! Ich kann nichts Hübsches an einem Schmetterling finden!"
„Aber..."
„Kein aber!" sprach der Wolf.
„Neulich sah ich ein Schaf", er rollte mit den Augen – „das war eine Schönheit!"
„Ah", antwortete der Bär traurig und ließ den Kopf hängen, „ich glaube, ich habe dich verstanden!"

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

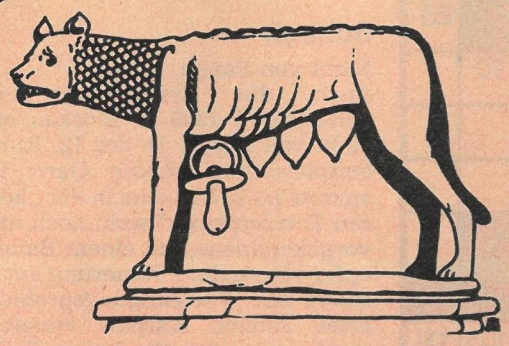
Radev, Sofia

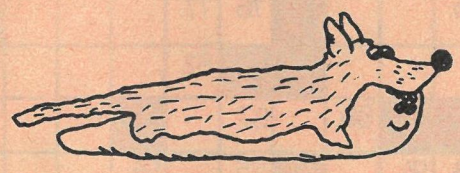
Iwan Krylow: Der Wolf und die Hirten

Ein Wolf kam einer Hürde einst ganz nah
und sah durch die Umzäunung zu,
wie aus der Herde sich den besten Hammel kürten
die Hirten, auszuweiden ihn in Ruh,
indes die Hunde sich nicht rührten.
Da sprach er zu sich selbst, indem er mürrisch ging:
„Welch ein Lärm die Leute wohl verführten,
wenn ich mich dessen unterfing!"

Welches Tier dem Wolf am ähnlichsten wäre? Die Wölfin. Zincgref

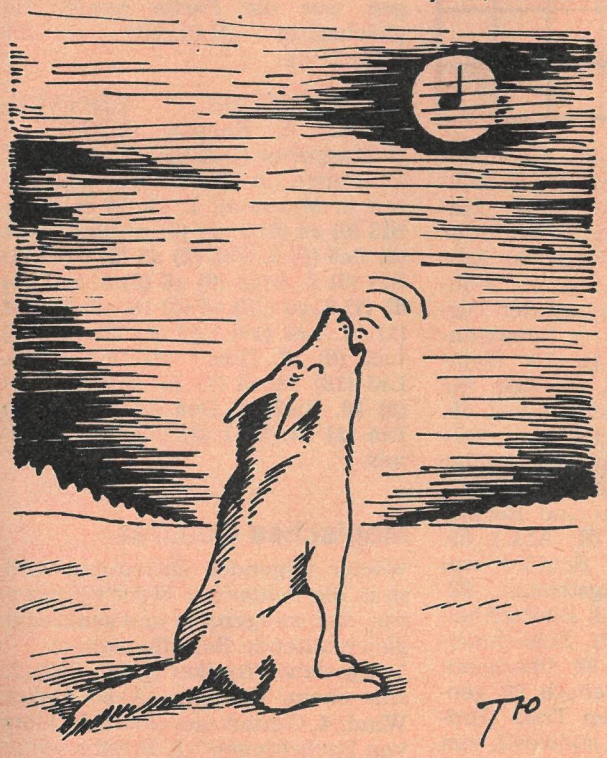
Georgiev, Sofia



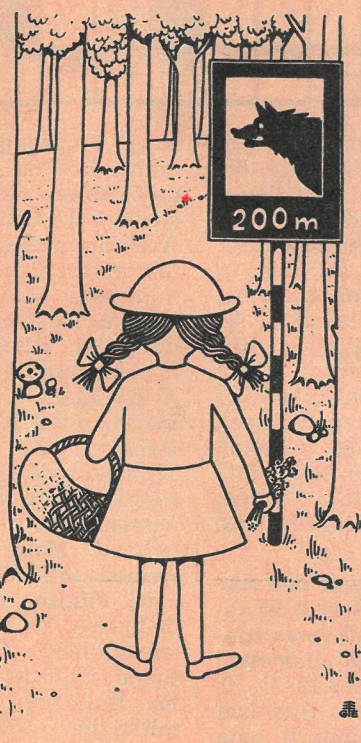


Schneck im Wolfspelz von Schneider

Tjunin, Moskau



Georgiev



Ein kluger Wolf sät für die Schafe Gras.

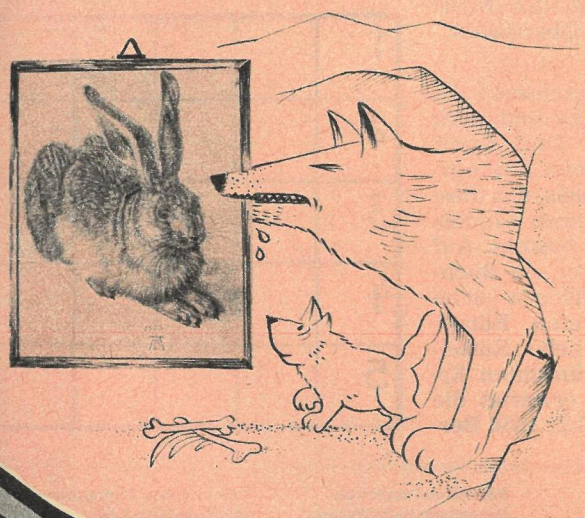
M. H.

Ein alter Wolf hält nach zwei Hammeln zugleich Ausschau.

kaukasisch

Einem lebenden Wolf mißt man nicht den Schwanz.

bulgarisch



Schlegel

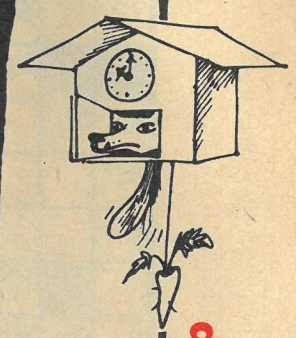
Die Vorteile der Bürokratie

Manuel Simenow

Ein hungriger Wolf verfolgte hartnäckig einen Ziegenbock, aber diesem gelang es, dem Verfolger zu entkommen. Doch eines Tages trieb Meister Isegrim das Böcklein in seine Höhle, aus der der Ärmste nicht entwischen konnte.
„Na, mein Freund, jetzt habe ich dich, gleich werde ich dich verzehren!" sagte er und leckte sich die Zunge. „Bitte", pflichtete ihm sein Opfer bei. „Ich habe dich lange gesucht und wollte mich dir zum ersten Frühstück anbieten!"
„Wie, wolltest du etwa, daß ich dich auf deinen eigenen Wunsch auffressen soll?" „So ist es!" pflichtete ihm der Ziegenbock bei. „So? Das gibt natürlich eine ganz veränderte Situation! Wenn man auf eigenen Wunsch verzehrt werden will, so muß man diese Bitte schriftlich einreichen, der Ordnung halber!"
Das Böcklein ist gesund und munter bis auf den heutigen Tag. Sein schriftliches Ersuchen wandert von einer Instanz zur anderen!

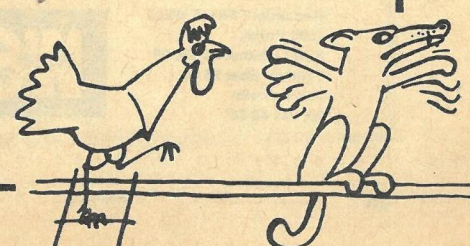
Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch



Es ist nicht die Vorliebe
für modische Fragen,
die Wölfe zuweilen
läßt Schafspelze tragen!

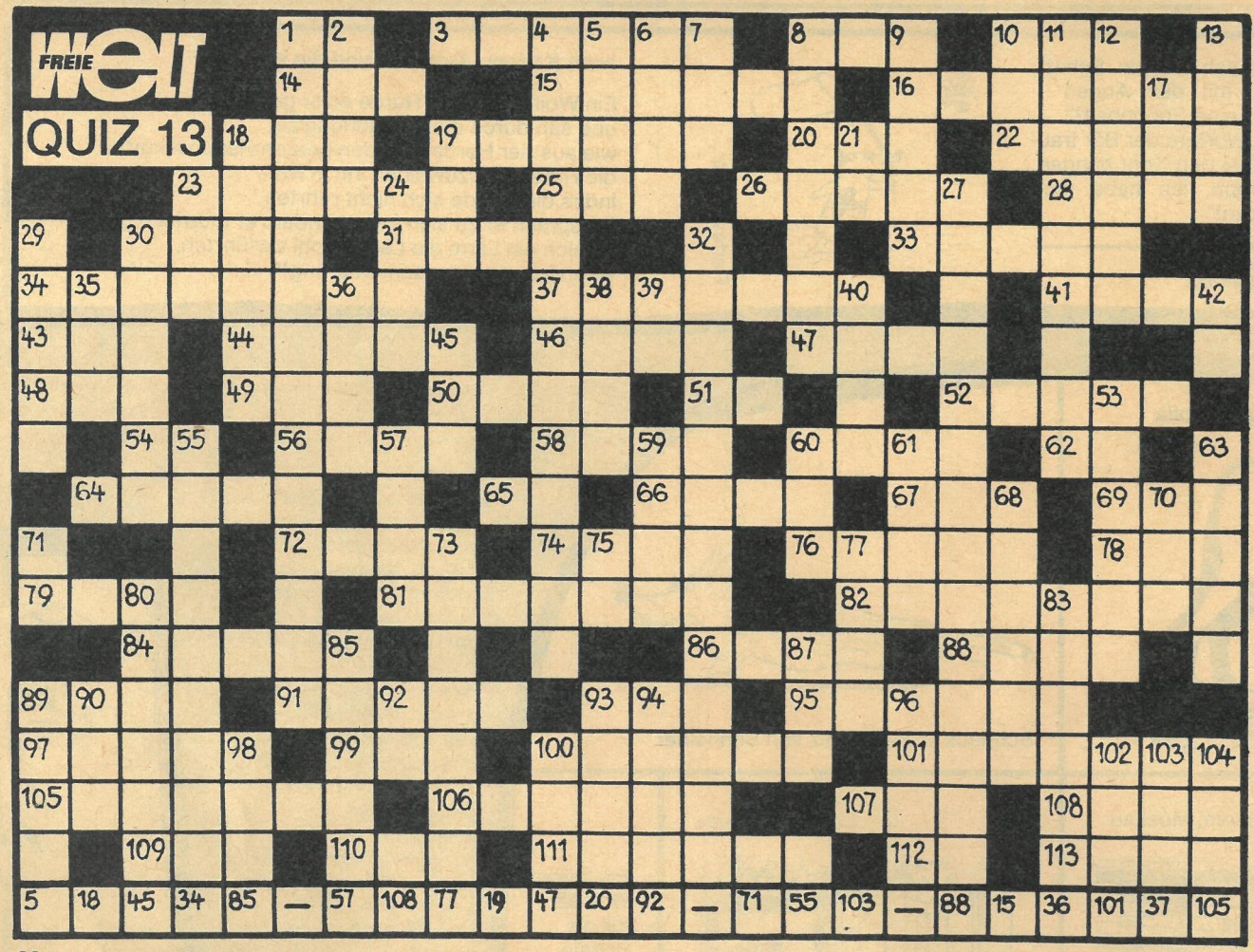
H. Hubrig



Leonidow

Der Wolf frißt die gezählten Schafe auch.

Luther



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Abk. für Verkaufsabteilung, 3. Komponist der DDR-Nationalhymne, 8. Heilverfahren, 10. jugoslaw. Adriainsel, 14. Zeitalter; Großabschnitt der Erdgeschichte, 15. weltberühmter italien. Tenor (1873–1921), 16. sowj. Primaballerina früherer Jahre, 18. griech. Buchstabe, 19. Laufflächen der Schuhe, 20. Langarmaffe, 22. Pflanzenstengel, 23. Besatzborte, 25. französisch: nein, 26. lachenerregende Darstellungskunst, 28. weibl. Gestalt aus „Eugen Onegin", 30. germanischer Gott des Gewitters, 31. Truppenspitze, 33. Teil des Kaffeegeschirrs, 34. svw. Schabernack, Posse (Mz.), 37. Rüsseltier, 41. Saalenebenfluß, 43. italienisch: drei, 44. Fluß im NW der Indischen Union, 46. ärmliche Behausung, 47. Nachlaßempfänger, 48. Aggregatzustand des Wassers, 49. lateinisch: Erz, 50. edler Speisefisch (Kaviarlieferant), 51. chem. Zeichen für Eisen, 52. Ort nordwestl. von Minsk, 54. Abk. für Penizillineinheit, 56. Indigirkanebenfluß (sowj. Fernost), 58. Futtergefäß, 60. musikal. Schlaginstrument aus Metall, 62. Flächenmaß, 64. erlernte Tätigkeit (dient dem Erwerb der Mittel f. d. Lebensunterhalt), 65. Ludolfsche Zahl; griech. Buchstabe, 66. Fest, Feier, 67. Papageienart, 69. Monatsname, 72. schottisch-irischer Volkstanz, 74. vorderindisches Wildrind, 76. Fluß im W der UdSSR, 78. schweizer. Flächenmaß, 79. Vorname des sowj. Komponisten Chatschaturjan, 81. svw. Stiller Ozean, 82. weißes Blutkörperchen, 84. eine Hülsenfrucht, 86. sowj. Mittelgebirge, 88. zu feinsten Körnchen zerfallenes Gestein, 89. Unteroffizier der Volksmarine, 91. Buchüberschrift, 93. französisch: Bogen, 95. Stadt in Argentinien südöstl. von Cordoba, 97. Lenanebenfluß in Jakutien, 99. Tapferkeit, 100. Radsportler, 101. nordamerikan. Wasserfall, 105. Nachahmer ohne Schöpferkraft (griech.), 106. gezogener Wechsel, 107. große Einfahrt, 108. Stacheltier, 109. Wartanebenfluß, 110. Mädchenname, 111. Männername, 112. Abk. für Betriebsnorm, 113. Roman von Zola.

Senkrecht: 1. Symbolfigur des russischen Winters (2 Wörter), 2. Kuranebenfluß, 4. Titelgestalt eines winterlichen Märchens von Andersen, 5. französ. Komponist des 19. Jh., 6. mundartlich: Hausflur, 7. Ansturm auf die Kasse, Bankpanik, 8. eine Marschordnung, 9. sagenhafter Warägerfürst des 9. Jh., 10. Vorgebirge, Gipfel (arab.), 11. Ort südöstl. von Kasan, 12. Heißwasserspeicher, 13. Festkleidung, 17. unbefestigte Straße, 18. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 19. Binnengewässer, 21. chem. Zeichen für Amerizium, 23. engl. Artikel, 24. altes Holzraummaß, 27. Titel eines russ. Volksmärchens (2 Wörter), „Kollege" des gestiefelten Katers, 29. Herbstblume, 30. ein Rispengras, 32. typisches Weihnachtsgebäck, 35. russisch: drei, 36. Nagetier, 38. Bundesstaat im NW von Venezuela, 39. lateinisch: und, 40. Musikstück für drei Instrumente, 42. sowj. Flugzeugtyp, 45. Mädchenname, 53. Gott des iranischen Religionsstifters Zarathustra, 55. Einsiedelei, 57. Schiffstau, 59. Wort der Ablehnung, des Abscheus, 60. Erbfaktor, 61. Bezeichnung, 63. Wohnungszins, 68. Hauptstadt der Türkei, 70. Küstenort a. d. Lenamündung, 71. russisch: ja, 73. Weihnachtsbaumschmuck, 75. Abk. für Ackerfläche, 77. Mädchenname, 80. Märchengestalt (Knabe) aus „1001 Nacht", 83. Titelgestalt einer Tschaikowski-Oper, 85. Gefäß, 87. Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (Abk.), 89. holländ. Maler und Schüler von Rembrandt, 90. Angsttraum, 92. sowj. Flugzeugtyp, 93. Blattschneideameise, 94. tschech. Schachmeister früherer Jahre, 96. überlegen tuender, blasierter Mensch, 98. geolog. Stufe der alpinen Trias (Erdmittelalter), 100. Ort südwestl. von Kirowabad/Aserbaidshan, 102. amerikan. Riesenkröte, 103. Nordlandtier, 104. Stadt in Oberitalien.

Nicht nur zur Weihnachtszeit ist ER bei Kindern beliebt und wird von ihnen besungen! Und damit sind wir auch schon beim Lösungswort des heutigen Rätsels, das diesmal aus dem Anfang eines Kinder- und Weihnachtsliedes besteht. Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 8. Januar 1986 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 13 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 3/1986 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. Preis 25,– Mark

Schach

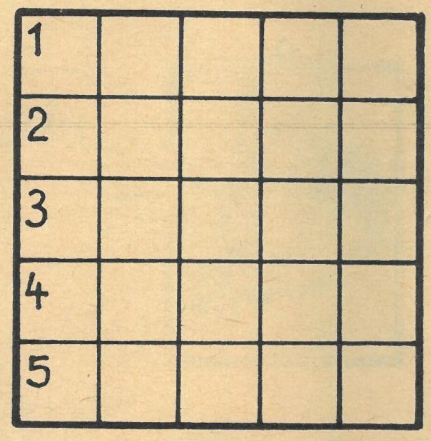
Nicht von Pappe

Auch die Remispartien der Schach-WM 1985 in Moskau sind nicht von Pappe. In der 12. Runde beispielsweise wandte Garri Kasparow im 8. Zug eine in der „höheren Turnierpraxis" wohl noch nicht vorgekommene, mit einem Bauernopfer verbundene Neuerung an, die sofort alle Verteidigungsprobleme löste. Anatoli Karpow versuchte nicht, wider den Stachel zu löcken und gab den Bauern im 12. Zug zurück. Nach wenigen weiteren Zügen war die Partie remis und gleichzeitig „Halbzeit" – 6:6 (+2–2=8).

SIZILIANISCHE VERTEIDIGUNG, A. Karpow (UdSSR) – G. Kasparow (UdSSR), Moskau '85, 12. Partie (in Klammern: Bedenkzeit in Minuten): **1. e4 (0) c5 (2) 2. Sf3 (0) e6 (0) 3. d4 (0) cd (0) 4. S:d4 (0) Sc6 (1) 5. Sb5 (2) d6 (0) 6. c4 (1) Sf6 (0) 7. S1c3 (0) a6 (0) 8. Sa3 (0) d5 (1) 9. ed (13) ed (0) 10. cd (2) Sb4 (1) 11. Lc4 (10) Lg4 (2) 12. Le2 (8) L:e2 (0) 13. D:e2+ (4) De7 (0) 14. Le3 (18) Sb:d5 (1) 15. Sc2 (5) S:e3 (9) 16. S:e3 (0) De6 (0) 17. 0-0 (7) Lc5 (1) 18. Tfe1 (4) 0-0 (3) 19. Remis.**

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 2. eine chem. Verbindung, 3. starker Wind, 4. Gestalt aus Goethes „Götz von Berlichingen", 5. Streitmacht.



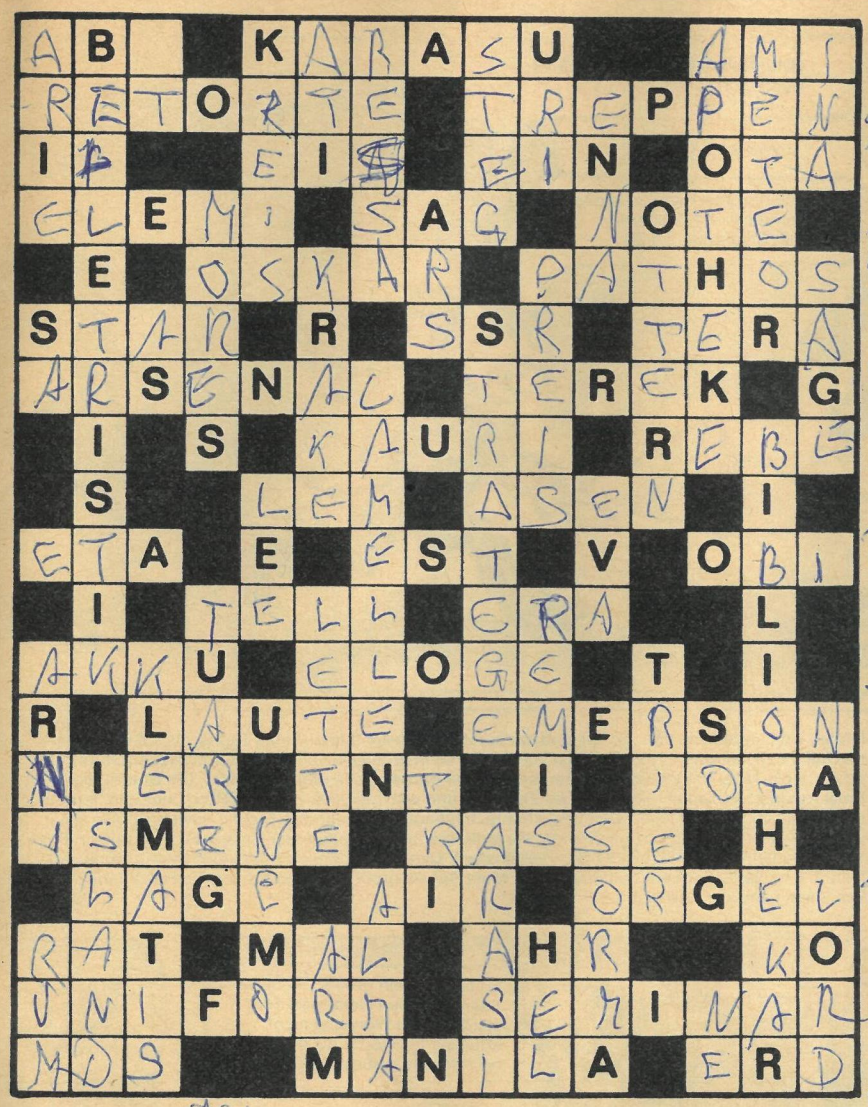
Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schabinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



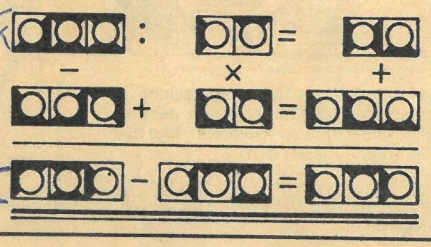
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Einrichtung f. d. Abgabe von Medikamenten, 2. Opernlied, 3. sowj.-armenischer Schriftsteller (gest. 1964), 4. Zeughaus, 5. asiat. Büffel, 6. nord. Göttergeschlecht, 7. Körperteil, 8. Speichergerät für elektr. Energie (Kurzw.), 9. chem. Zeichen für Astatin, 10. grober oriental. Wollstoff, 11. Mädchenname, 12. Aussehen, Miene, 13. lateinisch: Kunst, 14. französischer Freund, 15. hohe Spielkarte, 16. Rheinnebenfluß, 17. afrikan. Stadt östl. des Tschadsees, 18. svw. schöngeistige Literatur, 19. Fachmann im Bibliothekswesen, 20. unbestimmter Artikel, 21. trop. Harzart, 22. Stadt bei Budapest, 23. Lobeserhebung, 24. griech. Buchstabe, 25. nordamerikan. Philosoph, Dichter u. Politiker (1803–1892), 26. Provinzhauptstadt auf Sizilien, 27. französisch: Osten, 28. Mädchenname, 29. Arnonebenfluß, 30. Gefrorenes, 31. poln. Halbinsel, 32. sowj. Flugzeugtyp, 33. Inselstaat im europ. Nordmeer, 34. griech. Buchstabe, 35. poln. Küstenfluß, 36. griech. Sagengestalt, Tochter des Ödipus, 37. Porzellanschnecke, 38. Waldrebe (Kletterstrauch), 39. Fluß i. d. Türkei (westl. von Erzurum), 40. staatl. Verwaltungseinheit der DDR, 41. Niederschlag beim Boxen, 42. Riesentintenfisch, 43. Windschatten, 44. poln. Schriftsteller, 45. Bewohner einer SSR im W der UdSSR, 46. Zupfinstrument, 47. dünne Plättchen aus Metall, 48. Situation, 49. engl. Adelstitel, 50. Zeichen, 51. Sternschnuppe, 52. Hauptstadt der Philippinen, 53. gute Sitten, Anstand (latein.), 54. postal. Begriff, Abk. für Massendrucksache, 55. chem. Zeichen für Natrium, 56. Komponist der DDR, 57. Titelgestalt bei Jules Verne, 58. Musikzeichen, 59. chem. Zeichen für Neon, 60. kunstvoller Gürtel zum Kimono, 61. größtes Tasteninstrument, 62. Männername, 63. tschech. Männername, 64. dem Wasserleben angepaßte Marderart, 65. mimisch und stimmlich starker Ausdruck, Leidenschaft, 66. in Geld ausgedrückter Wert einer Ware, 67. tier. Einteilungsbegriff, 68. Schachausdruck, 69. Laborgefäß, 70. Ugranebenfluß südwestl. von Moskau, 71. Weinstock, 72. Zuckerrohrbranntwein, 73. helfender Hinweis, 74. svw. Feldherr, 75. Sozialistische Arbeitsgemeinschaft (Abk.), 76. kleine Brücke, 77. Singvogel, 78. deutsche Schauspielerin (1865–1927), 79. Abk. für Sozialistische Sowjetrepublik, 80. Abk. für Sonnabend, 81. überlieferte Erzählung, 82. Form der Studienarbeit an Hochschulen, 83. Umstandswort, 84. Fluß im Kaukasusvorland, 85. russisch: drei, 86. stufenförmiger Verbindungsweg zwischen zwei Ebenen, 87. Abk. für Trinitrotoluol (ein Sprengstoff), 88. nordafrikan. Berbervolk, 89. vor Maßeinheiten das Billionenfache, 90. Geburtsort von Karl Marx, 91. Titelgestalt bei Schiller, 92. Einheitskleidung, 93. ein schweizer. Urkanton.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Silbenrätsel

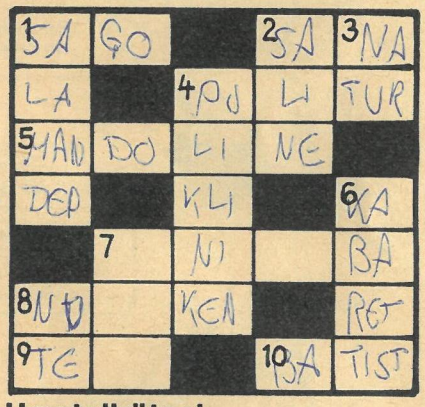
Aus den Silben a – baum – chel – de – dröh – ei – ein – gen – hed – i – jas – lin – min – nen – ni – nie – – nus – ris – strat – sub – ta – te – te – wig sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ein polnisches Sprichwort ergeben (ch = 1 Buchstabe):

1. Strauch, 2. Frucht eines Laubbaumes, 3. unangenehm starkes Geräusch, 4. Wasserfahrzeug bei Naturvölkern, 5. Mädchenname, 6. ein Farbenausgangsstoff, 7. Fehllos, 8. Fechtwaffe, 9. Regenbogenhaut des Auges, 10. Nährboden (latein.), 11. Wundstarrkrampf.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. gekörntes Stärkemehl, 2. eine jemenitische Hauptstadt, 4. Glätte, Glanz, 5. Zupfinstrument, 7. Provinz in Mittelkanada, 8. wertlose alte Bücher, 9. vor Maßeinheiten das Billionenfache, 10. feines Gewebe.

Senkrecht: 1. Schwanzlurch, 2. Salzwerk, 3. Wesensart, 4. medizin. Einrichtung (Mz.), 6. Künstler an einer Kleinkunstbühne, 7. unteritalien. Stadt südwestl. von Bari, 8. Kerbe, Einschnitt.



Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Inka – Star – Mode – Tank – Tor – Edam – Lido – Elan – Lewa – Härte – Schoner – Utah – Pirat – Seni – Anker

Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines Strandvogels afrikanischer Ströme.

Auflösungen aus Heft 25/1985

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Winogradow, 7. Lermontow, 13. Lese, 14. Kanu, 15. Ranke, 17. Ries, 18. Aga, 20. Nabob, 21. Narr, 22. Earl, 24. Tran, 25. Muli, 26. Ger, 27. Ivens, 29. Elis, 32. Rad, 34. Tessar, 36. Ohm, 38. Klee, 40. Ninive, 42. Stimme, 44. Opal, 46. Ara, 49. Olpe, 50. Kolmogorow, 53. Taube, 56. Ali, 57. Ahle, 58. Sir, 63. Leben, 64. Mitschurin, 67. Silo, 70. Don, 73. Ehre, 75. Inlett, 77. Boston, 79. Aras, 80. Ade, 81. Spalte, 82. rar, 84. Nana, 86. Tadel, 88. Tau, 90. Erek, 92. Torr, 94. Ster, 96. Eger, 99. Borna, 100. Ute, 101. Robe, 104. Akten, 105. Kiew, 106. Irak, 107. Ehrenburg, 108. Kabalewski.

Senkrecht: 1. Ware, 2. Nonne, 3. Gier, 4. Air, 5. Ole, 6. Wesen, 7. Lear, 8. Ria, 9. Ober, 10. Tenne, 11. Tabu, 12. Rubin, 14. Komsomol, 16. Karre, 19. Glaser, 23. Asti, 24. Team, 28. Venlo, 30. Leim., 31. Ski, 33. Dipol, 35. Eva, 37. Hel, 39. Eton, 41. neo, 43. Kern, 44. Oma, 45. agil, 47. Atem, 48. bunt, 51. Rebe, 52. Wand, 54. Esch, 55. TASS, 59. Ihrer, 60. Rue, 61. Bier, 62. Konenkow, 65. Ist, 66. Senke, 68. Lid, 69. Lein, 71. Oblast, 72. Not, 74. USA, 76. Oper, 78. Sete, 79. Artek, 83. Zecke, 85. Atair, 87. Arrak, 89. Artus, 91. Eber, 93. Rhön, 95. Teig, 97. Gage, 98. anti, 100. Uhu, 102. Oka, 103. Eta.

Kreuzgitter, Waagerecht: Original (44), Danton (14), Obers (40), Bau (13), Ideal (28), Riege (52), Rage (47), Ines (32), Art (9), Labe (36), Pag (45), Ole (43), Eton (21), Stele (57), Resita (50), Dreher (16), Alter (5), Klee (35), Ali (3), Ree (48), Liga (39), Ara (7), Isar (33), Bart (12), Alant (1), Rigel (53), Eid (18), Stahl (55), Hantel (26), Dromedar (17).

Senkrecht: Oborin (41), Isère (34), Ilse (31), Auber (11), Amiga (6), Oka (42), Gur (24), Rispe (54), Debet (15), Lanner (37), Gage (22), Ales (2), Tor (62), Etage (20), Alte (4), Leu (38), Tadel (58), Ihle (30), Tektur (60), Hel (27), Reibe (49), Haar (25), Ria (51), Aral (8), Teint (59), Ermler (19), Galle (23), Radar (4), Stand (56), Ter (61), Asam (10), IFA (29).

Silbenrätsel: 1. Unruh, 2. Marathon, 3. Gulasch, 4. Ulanka, 5. Thales, 6. Emilia, 7. Schinken, 8. Ziegel, 9. Ukelei, 10. Timur, 11. Unfall, 12. Normandie, 13. Banause, 14. Radebeul, 15. Athene, 16. Urania, 17. Chaussee. – „Um Gutes zu tun, braucht's keine Erlaubnis."

Wörterband. Von außen nach innen: Spargel, Eber, Olein, Amarant, Torte, Elke, Brei, Lob, Eger, Aral, Atair, Edam.

Von innen nach außen: Made, Ria, Talar, Areg, Eboli, Erbe, Klee, Trott, Nara, Manis, Lore, Beleg, Raps.

Geschütteltes: TALER + MUSKEL = Muskateller.

Umstellrätsel: Fahne, List, Utah, Nora, Dorn, Elba, Rispe. – Flunder.

Vom Kern zum Wort: 1. Schleife, 2. Elektron, 3. Nagasaki, 4. Eltonsee, 5. Fraktion, 6. Elaborat, 7. Lotterie, 8. Diplomat, 9. Ensemble, 10. Revision. – Senefelder.

Wabenleiste: 1. Tanker, 2. Banane, 3. Latten, 4. Taurus, 5. Gruber, 6. Gerade. – Kaluga.

Um die Ecke gedacht: Zitronenfalter.

Rätselpyramide: 1. A, 2. Au, 3. Aul, 4. Laue, 5. Klaue, 6. Klause.

Raten und Rechnen:

9072 : 28 = 324
– x +
3272 + 76 = 3348
5800 – 2128 = 3672

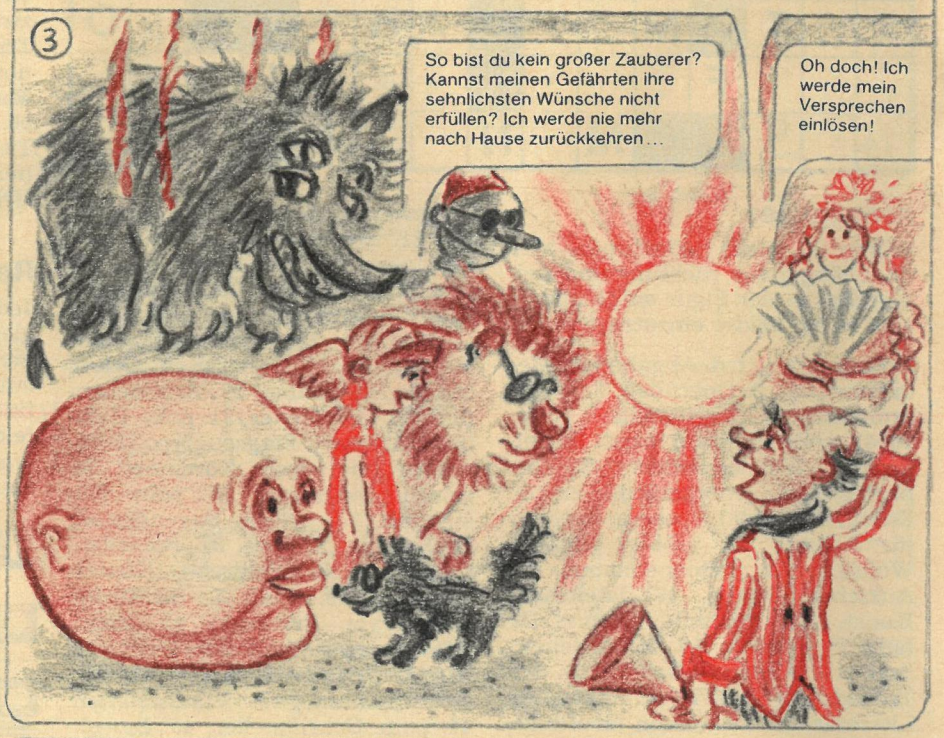
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Aus dem gleichnamigen Buch des sowjetischen Schriftstellers Alexander Wolkow, nacherzählt von Karin Kopp, gezeichnet von Anneliese Dörck.

Ich bin ein Landsmann von dir, Elli, und ein berühmter Ballonfahrer. Eines Tages, als ich wieder einmal auf einem Jahrmarkt meine Kunst zeigte, wurde mein Ballon von einer schrecklichen Sturmböe erfaßt. Viele Tage flog ich über Wüsten und riesige Berge und landete dann hier. Die Bewohner der Smaragdenstadt hielten mich für einen Zauberer und wählten mich zu ihrem Herrscher. Sie hofften, daß ich sie vor bösen Hexen schützen könnte. Ich baute diese Stadt aus ganz gewöhnlichem Stein und Glas. Erst durch die grünen Brillen, die jeder hier tragen muß, erschien sie wie aus grünem Edelstein. Deshalb nannte ich sie die Smaragdenstadt. Dann zog ich mich in dieses Schloß zurück und dachte mir allerlei Zauberkunststücke aus. Mein Ruf als großer Zauberer sollte die Hexen abschrekken, mein Land zu überfallen...



Menschen lernen sich kennen ...

... und finden zueinander. Ehen werden geschlossen – eine gute alte Tradition.
Traditionell und zeitgemäß ist auch die individuelle Vorsorge.
Wir empfehlen Ihnen und Ihrer jungen Familie eine

Lebens-versicherung

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Mit moderner Fangflotte

DEWAG Rostock

Schulabgänger 1987

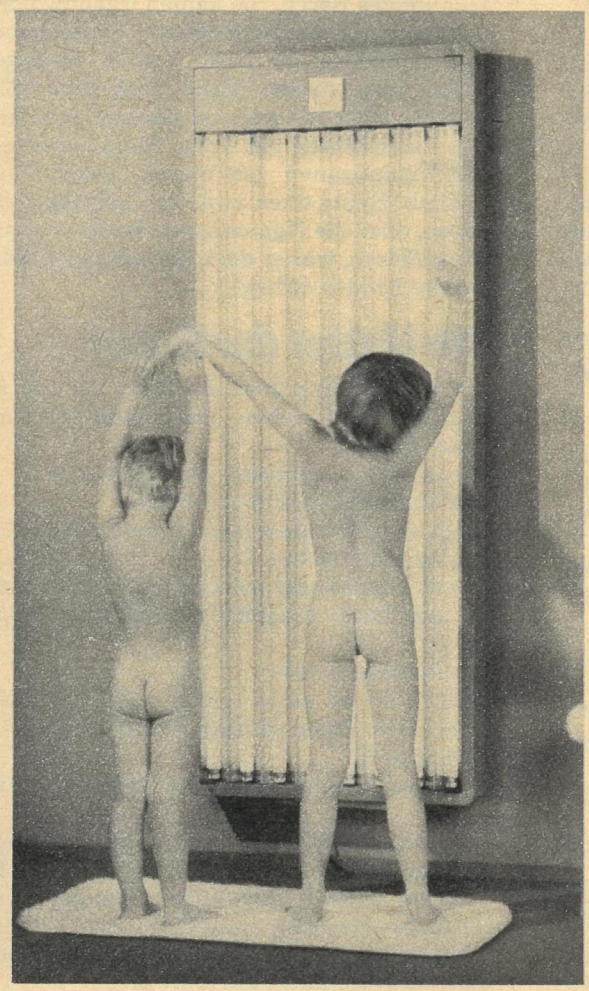
Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.
Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildung n u r im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7



„TuR UV 20" – 8 Niederdruckröhren „UVS 65-2", 600 W Leistungsaufnahme, 45 kg Masse, 170 × 70 × 12 cm Abmessung. Preis 1940 M

Von Blässe keine Spur

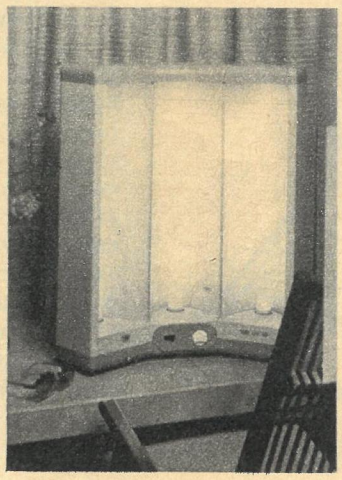
Es gibt wohl heute kaum noch Leute, die blaß sein als besonderen Vorzug ansehen. Gesunde Bräune gilt bei alt und jung als Zeichen einer sportlichen und naturverbundenen Lebensweise. Dabei ist die Bräunung nur eine der Wirkungen des Sonnenlichtes auf unseren Organismus und nicht einmal die wichtigste. Stoffwechselanregung und die Verbesserung des allgemeinen Wohlbefindens fallen dabei genauso ins Gewicht wie die Erhöhung der Leistungsbereitschaft und die Steigerung der natürlichen Abwehrkräfte gegen Erkrankungen. Doch woher die wohltuenden Strahlen nehmen, wenn sich die Sonne nur allzu spärlich blicken läßt? Und was tun im Winter?

Als wirkungsvolles Mittel haben sich in vielen Ländern Solarien erwiesen, die ein hautfreundliches ultraviolettes Licht erzeugen. Diese Erfahrungen nutzend, hat jetzt das Transformatoren- und Röntgenwerk Dresden (TuR), einer der bekanntesten Medizintechnik-Produzenten unseres Landes, im Rahmen seiner Konsumgüterproduktion zwei Heimsolarien entwickelt. Sie sind mit modernen Niederdruck-UV-Strahlern ausgerüstet. Ihr besonderer Vorzug gegenüber anderen UV-Strahlern besteht darin, daß sie die hautschädigenden Strahlungsteile der Sonne, die von der Atmosphäre „herausgefiltert" werden, gar nicht erst erzeugen. Bei einer vernünftigen Anwendung dieser Solarien werden Hautschäden also ausgeschlossen. Die Geräte ermöglichen eine individuelle Dosierung der Bestrahlung je nach Hauttyp und garantieren eine gleichmäßige Bräunung des gesamten Körpers. Auch für medizinische Bestrahlungen lassen sich diese Geräte vorteilhaft einsetzen, beispielsweise bei bestimmten Hauterkrankugnen (Schuppenflechte) oder bei prophylaktischen Behandlungen.

Das Heim-„Sonnenbad" erfolgt in einem Abstand von etwa 20 cm mit Bestrahlungszeiten zwischen 5 und 20 Minuten. Bereits nach drei bis fünf Bestrahlungen stellt sich eine merkliche Bräunung ein, vorausgesetzt, man wird auch bei richtiger Sonne braun. Wer allerdings in natura mit Sonnenbrand reagiert, dem hilft auch kein Solarium. Nach einer Serie von sieben bis zehn Bestrahlungen genügt es, das Gerät zur Bewahrung der Bräune und zur Gesundheitspflege nur noch ein- bis zweimal wöchentlich zu benutzen. Solch sachgemäße Anwendung beansprucht die Haut nur gering, man kann sich also bedenkenlos bräunen lassen.

Angeboten werden die beiden Heimsolarien in den CENTRUM-Warenhäusern sowie in Fachgeschäften des Haushaltwarenbedarfs, ab Mitte 1986 in größerer Stückzahl. Das kleinere der beiden Geräte ist tragbar, man kann bequem davor sitzen. Das größere Gerät wird an der Wand befestigt und dient der Bestrahlung im Stehen. Der Hersteller wird demnächst eine schwenkbare Wandhalterung anbieten, die auch ein Sonnenbad im Liegen ermöglicht.

„TuR UV 10" – 3 Niederdruckröhren „UVS 20-2", 60 W Leistungsaufnahme, 10 kg Masse, 72 × 62 × 25 cm Abmessung. Preis 590 M



Wärme

Es war einmal ein Vogel Djamaku. Der fror und hungerte am Tag und im Sommer. Er flog davon und erblickte einen kleinen Tschum. Darin saß ein alter Mann und schmiedete Eisen. Der Vogel setzte sich auf den Rauchabzug und fragte den Alten: „Großvater, frierst du?“

Im Tschum schaukelte eine Wiege. Der Alte sah sich um, blickte zum Rauchabzug.

„Wer ist da? Komm rein, wenn du ein Mensch bist.“

„Ich bin kein Mensch, ich bin ein Vogel. Weißt du, Großvater, ich habe eine Bitte an dich. Ich sehe, dir geht es auch schlecht. Du frierst und hast nichts zu essen. Mache mir eiserne Flügel, eine eiserne Nase und eiserne Pfoten, und ich gehe zu Gott. Er hat sieben Töchter. Die sieben Töchter haben sieben Säcke. In diesen Säcken sind Wolken, die Wärme spenden. Ich will ihnen einen Sack stehlen, während sie schlafen.“

Nun, der Alte tat es. Der Vogel flog gen Süden.

Er flog und flog, da sah er vor sich am Himmel eine Wolke wie ein Bänkchen, darauf saßen sieben Mädchen, die hatten sieben Säcke bei sich.

Der Vogel sprach:

„Lieber Gott, hab Erbarmen und hilf mir, daß ich dem alten Mann Wärme bringen kann. Laß die Mädchen, alle sieben, in tiefen Schlaf fallen.“

Kaum hatte er dies gesagt, da sprach das älteste Mädchen. „Ach, ihr Mädchen, ich bin auf einmal so müde!“

Die übrigen antworteten:

„Ich auch, ich auch.“

Sie schliefen alle ein. Der Vogel ging zu der Jüngsten, nahm einen Sack und schnürte ihn auf. Aus dem Sack flogen die Wolken davon. Der Vogel kehrte zu dem Großvater zurück.

Er sah den Großvater nur im Hemd um seinen Tschum herumgehen und sprach:

„Na, Großvater, hast du's warm?“

„Ja, das hast du gut gemacht.“

Bis heute sagt man, dieser Vogel habe das warme Wetter geholt.

Über den Ursprung der Menschen

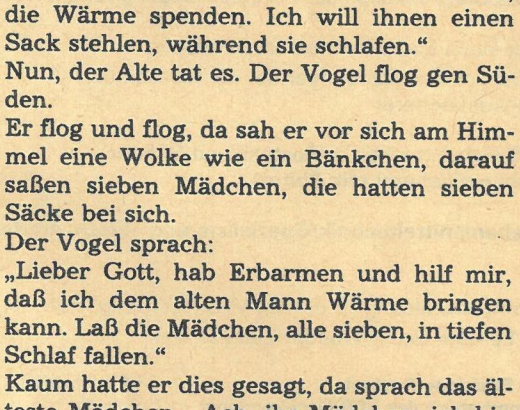
Seit langem gab es keine Menschen mehr. Nur irgendwo oben hatte ein Bär einen Jungen und ein Mädchen zurückgelassen, beide ganz klein, ganz nackt. Sie spielten im Freien und hielten sich die Hände.

Sie bauten sich eine Art Tschum, denn die Zeit der Schneefälle stand vor der Tür. Nachdem sie eine gute Woche in dem Tschum gewohnt hatten, fiel Schnee, und der Bär kam.

Er kam und trug die beiden Kinder weg in sein Haus. In seinem Hause gab es weiche Kissen und Pritschen, um darauf zu sitzen. Der Bär ging ins Haus, legte die beiden Kinder in die Küche und entfernte sich. Er verbrachte den Tag irgendwo, kam wieder, und gab den Kindern Fleisch von einem wilden Hirsch.

Bis zum Frühling lebten die beiden Kinder bei dem Bären. Er beschaffte Kleider und gab sie ihnen. Als der warme Sommer kam, strich er den Kindern über den Kopf, sagte aber nichts. Er führte sie ins Freie und zeigte ihnen, wohin sie gehen sollten. Die Kinder taten nach seinem Geheiß.

Jetzt waren die Kinder weg von dem Tschum des Bären. Sie kamen irgendwo hin und bauten sich eine Erdhütte, ein Golomo. Nun lebten sie in ihrem Hause, wuchsen heran und wurden Mann und Frau. Sie zeugten viele Kinder und wurden sehr alt. Aus ihnen wurde ein Volk. Somit stammen alle Nganassanen von diesen beiden Kindern ab. Heute töten zwar die Dolganen die Bären, aber die Nganassanen essen niemals Bärenfleisch, war es doch der schwarze Bär, der die Kinder aufzog.



Ein Tschum, sommers mit Birkenrinde, winters mit Fell bedeckt
Männliche Winterbekleidung bis auf den heutigen Tag

Nganassanen

...früher auch: Tawgi (Eigenbezeichnung: Nja) leben im äußersten Norden des Autonomen Bezirks Taimyr der Dolganen und Nenzen. Früher hatten die Nganassanen im Norden keine Nachbarn. Jetzt gibt es auch hier in der Arktis Niederlassungen. Sie werden von Menschen bewohnt, die als Mitarbeiter bei der Hauptverwaltung des Nördlichen Seeweges arbeiten. Nach der letzten Volkszählung von 1979 gibt es 900 Sowjetbürger, die ihrer Nationalität nach Nganassanen sind.

Die Nganassanen (das heißt übersetzt Menschen) gehören zu den wenigen sowjetischen kleinen Völkern, die (noch) keine Schriftsprache haben; die nganassanische Sprache hat übrigens sieben Fälle, 18 Vokale und viele Diphthonge.

Alle Legenden, Märchen, Lieder geben die Nganassanen seit Generationen in ihrer Heimatsprache mündlich weiter bzw. zeichnen sie heutigentags in nenzischer oder russischer Sprache auf.

In unseren drei nganassanischen Märchen ist vom Tschum als Wohnstätte die Rede. Ein Tschum ist ein nach oben konisch verlaufendes Stangengerüst, das mit Birkenrinde oder mit Fellen bedeckt wird. Vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution lebten alle Nganassanen in solchen Tschums – ganz ohne Möbel, ohne jeglichen Komfort, eisigkalt war es im Winter. Von den Vögeln überwintern im Nganassanen-Land nur das Schneehuhn und die Schnee-Eule.

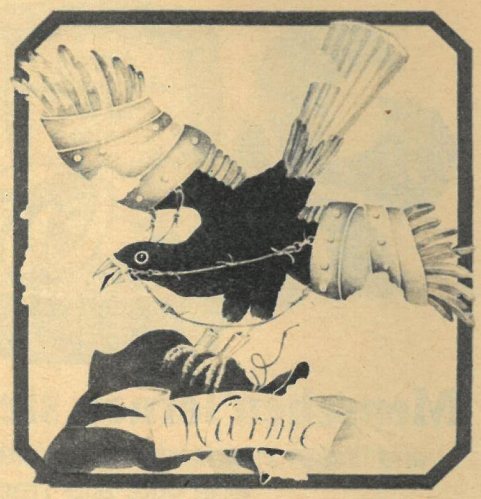
Was für ein Vogel mag unser Märchen-Vogel Djamaku sein?

Heute leben nur noch die Rentierzüchter in „Zelten“, alle anderen Nganassanen leben in festen Unterkünften. Die Rentierzüchter aber, die mit den Rentieren von Weide zu Weide ziehen, bevorzugen wie eh und je schnell abzubauende Behausungen. Die meisten Rentierzüchterbrigaden haben nun Baloks: große, auf Schlitten aufgebaute wärmeisolierte Zelthäuser mit eisernen Öfen, Fensterchen, Geschirregalen, Schlafgelegenheiten; Funkgerät und Transistorradio sind selbstverständlich.

Hauptwirtschaftszweige der Nganassanen sind bis auf den heutigen Tag die Jagd, die Rentierzucht und der Fischfang. Im Unterschied zu den Nenzen war früher Hauptbeschäftigung die Jagd auf das wilde Ren. Der Unterschied in der Lebensweise kommt auch in der Abwandlung der Kleidung zum Ausdruck: Die Nganassanen, die einst vorwiegend zu Fuß gehende Jäger waren, bevorzugten weitaus kürzere und leichtere Bekleidung; sie wurde ausschließlich aus der Haut des Rens genäht.

Derzeit arbeiten die meisten Nganassanen in Kolchosen. Bis heute hat sich auch bei den Nganassanen die Tradition erhalten, das Alter zu ehren. Das Wort und der Rat eines betagten Menschen gelten als unantastbar. Da kann man sich vorstellen, wie schwer es ein „nur“ 31 Jahre alter Kolchosvorsitzender hat. Aber der junge Kolchosvorsitzende Tandelja Porbin hat es geschafft, als Alter angesehen zu werden, ohne alt zu sein. Vielleicht haben sich die Nganassanen auf ihr Sprichwort besonnen: Auch ein junger Nganassane mit Verstand kann sich in der Tundra nicht verirren.

Gisela Reller



Siehe Rücktitel

Die Mutter der Raben

Ein Schwan flog über die Erde. Da sah er einen Tschum stehen. Ein ganzer Tschum voller Raben.

„Krah-krah“, krächzten die Raben.

Der Schwan betrat den Tschum.

„Sieh an, wir haben einen Gast. Wir wollen ihm zu essen geben.“

Mutter Rabe stand auf und rührte den Kessel um. Dann schenkte sie gekochtes Blut ein.

Der Schwan kostete.

„Pfui!“ Er aß nicht weiter. „Pfui, Mutter Rabe! Dein Essen ist ganz schlecht, es riecht nach Dreck!“

„Ha, der Schwan hat unser Essen verschüttet!“

„Das soll Essen sein? Ihr habt bei den Queräugigen in den Tschums Dreck gesammelt, habt ihn gekocht und mir zu essen gegeben. Ich habe mir darin die Nase und die Füße schmutzig gemacht.“ Seither sind beim Schwan Nase und Füße schwarz.

Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke. Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner. Recherchen: Rosa-Maria Karnopp

„Alle fragen nur nach Kap Hoorn"

Von der Küste des Schwarzen Meeres kam er für einige Tage an die Ufer von Spree und Warnow: Nikolai Dshambasow, bulgarischer Schlepperkapitän, Segelsportler und Weltumsegler. Für zwei Stunden eines Nachmittags, Ende November, war er Gast in der Redaktion FREIE WELT. Während einer Gesprächsrunde stand er auf unsere Fragen – im Nachtrag zum Exklusivbericht „Mit der ‚Tangra' um die Welt" (FW, Heft 23/85) – Rede und Antwort…

Sind Sie zum ersten Mal in Berlin?

Nein, als ich „Tangra" baute, war ich vor der Abreise zur Transatlantik-Regatta der Einhandsegler OSTAR '80 in Berlin. Hier kaufte ich noch einige Kleinigkeiten für die „Tangra".

Sie haben – ganz allein auf Ihrer Jacht – in den beiden letzten Jahren die Welt umsegelt. Dachten Sie nie daran, das Wagnis gemeinsam mit einem Partner – oder einer Crew – zu unternehmen?

Dann wäre es keine Einhand-Weltumseglung gewesen, wie sie vor mir – mit nur einem einzigen Zwischenhafen und rund um Kap Hoorn – bisher nur zwei glücklich vollendeten: Francis Chichester und Alain Colas (beide sind bereits nicht mehr am Leben – d. Red.). Gewiß, als ich „Tangra" zu bauen begann, hatte ich anfangs verschiedene Überlegungen. Doch am Ende sah ich keinen, von dem ich überzeugt gewesen wäre, daß er die zu erwartenden Strapazen auch wirklich durchstehen kann…

Wir haben davon gelesen, daß Sie harte Stürme und schwere Momente auf Ihrer Reise erlebten. Doch gab es nicht auch einmal eine „heitere" Begebenheit?

Wenn Sie es „heiter" nennen wollen, unentwegt von einer Schar Flöhe zerstochen zu werden, dann gab es eine solche Geschichte: Nachdem ich von Las Palmas losgesegelt war, machten sich auf einmal diese Plagegeister in der Kajüte bemerkbar. Als ich meinen Freunden in der Heimat – den Amateurfunkern des „Akademik"-Radioklubs Sofia –, mit denen ich ständig Kontakt hielt, darüber klagte, gaben sie mir viele gutgemeinte Ratschläge. Wir hatten viel zu lachen – doch nichts half. Zuletzt bestrich ich die Innennähte der Planken und die Spanten mit Dieselöl. Schon nach einigen Stunden hatte ich Ruhe. Allerdings begleitete mich der Dieselgestank bis Sydney…

Zweimal waren Sie – für mehrere Tage – ohne Funkkontakt zum Land. Stürme und Wogen hatten die Antenne der „Tangra" zerrissen. Blieben Sie währenddessen ohne jede Nachricht vom Festland?

Das Funkgerät schwieg, die Antenne hing in Fetzen. Bei der hohen, wilden See war an ein Reparieren nicht zu denken… Sowohl im Tasmanischen Meer als auch im Südpazifik, wie überhaupt sehr oft während der Reise, half mir mein Transistorradio aus der Not – ein ganz einfaches Gerät: VEF 206, made in UdSSR. Ich kann gar nicht sagen, wie oft es von Seewasser durchtränkt war. Dann habe ich es einfach mit Trinkwasser abgespült, die Batterien gewechselt – und es spielte wieder, spielte ohne Unterlaß. So konnte ich zum Beispiel von Radio Sydney die Meldung hören, daß „Tangra" und ich verschollen wären. Aber wir kämpften noch mit dem Meer und haben beide gesiegt…

Welche Erlebnisse hatten Sie unterwegs mit Tieren des Meeres? Sind Sie Haien, Walen begegnet?

Auf der ganzen Reise waren Vögel meine Begleiter, sowohl Land- als auch Seevögel und vor allem Delphine. Die Delphine umgaben, meist in dichten Rudeln, die „Tangra". Ich nannte sie meine „Schutzeskorte". Denn von ihnen weiß man, daß sie in Scharen sogar Haie und Wale attackieren und diese vor ihnen flüchten… Ein besonderer Anblick waren die Königsalbatrosse; ihre Flügel haben Spannweiten bis zu zwei Metern. Ihr Flug wirkt geradezu majestätisch. Doch sie leben nur in den südlichsten Regionen der Ozeane. Vielleicht sagt es ihnen der Instinkt, daß ihnen dort die Menschen nicht gefährlich sind. Überhaupt hatte ich den Eindruck, daß sich das wirklich reiche „marine Leben" immer mehr in die unendlichen Weiten der Ozeane zurückgezogen hat. Ich meine: Das sollte uns Menschen zu denken geben!

Kap Hoorn gilt als die „windigste Ecke der Ozeane". Was haben Sie dort erlebt?

In der Region von Kap Hoorn, wo sich Atlantik und Pazifik begegnen, ist es wie in einem Trichter, und viele Seefahrer haben diese Schrecknisse bei Kap Hoorn beschrieben… Doch immerzu fragen mich alle nur nach Kap Hoorn! Das Schwerste während meiner Reise erlebte ich im Tasmanischen Meer und zuletzt tausend Seemeilen westlich von Feuerland und Kap Hoorn. Nicht ohne Grund nennt man die hohen Südbreiten die „Brüllenden Vierziger" und „Furchterregenden Fünfziger", und eben durch sie bin ich gefahren: bis zum 60. Grad südlicher Breite…

Hatten Sie, bei all den schweren Erlebnissen, nicht irgendwann einmal Angst verspürt?

Nein, in keinem Augenblick! Angst ist der Beginn der Panik, und wer in Panik gerät, wird unweigerlich scheitern. Diese Reise war mein Kindheitstraum, mein Lebenstraum. Auch schon die geringste Spur von Angst hätte ihn zunichte machen können. Dessen war ich mir bewußt, und danach handelte ich, selbst beim Allerschwersten…

Kann man jemandem, der so was nie erlebt hat, davon zumindest eine annähernde Vorstellung vermitteln?

Ich glaube nein! Dort, in den südlichen Regionen der Ozeane türmen sich – wie die Ozeanologen wissen – bei schweren Stürmen die Wogen siebenmal höher auf als irgendwo in irgendwelchen anderen Meeresgebieten. Die Inselbewohner des Südpazifiks sagen, daß bei solchem Wüten der Elemente „selbst die unsterblichen Götter an ihre Sterblichkeit glauben". Mit einem Wort: Mit Windspitzengeschwindigkeiten von 220 km/h stürzte die „Tangra" von Abgrund zu Abgrund. Die See ringsum war ein einziger Schaum. Dabei schienen Sturm und Wogen ohne „Stimme", oder ich hörte sie einfach nicht mehr…

Aufgezeichnet von Helmuth Pelzer

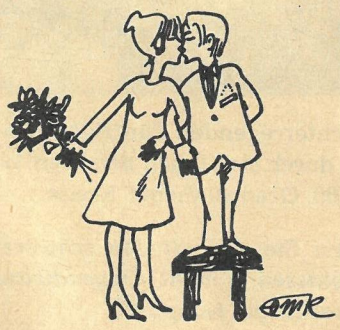
Foto: Volker Hohlfeld

Ehe-Kalender

Wer nur Rosen-, Silber- und Goldene Hochzeit feiert, ist zu bescheiden. Wir fanden in der sowjetischen Zeitung „Neues Leben“ noch viel mehr Ehejubiläen und möchten sie als Anregung an alle Leser weitergeben, die 1986 auf fünf, sieben, acht oder mehr Jahre Zweisamkeit zurückblicken können:

Hölzerne Hochzeit

Nach 5 Jahren ist die Zeit der Anpassung vorüber, ein Anlaß, sich ein Figürchen, eine Lampe oder ein kleines Möbelstück aus Holz zu schenken – Holzgeschnitztes hat Aussicht auf dauernden Bestand.



Kupferne Hochzeit

7 Jahre Gemeinschaft – Vorsicht, daß nicht schon Patina auf dem gewohnten Eheglück ansetzt!

Blecherne Hochzeit

Viele Gebrauchsgegenstände aus leichtem Metall dienen uns zuverlässig. Nach 8 Jahren soll man sich fragen: Hat auch jeder dem anderen durch kleine Liebesdienste den Alltag erleichtert und verschönt?

Nickelhochzeit

So heißt der Jahrestag für Eheleute nach 12 1/2 Jahren. Wieder ein Metall, das nur glänzt, wenn man es richtig putzt. Achtung, Säuren greifen es an!

Gläserne Hochzeit

Sind 15 Jahre vorüber, gehe jeder in sich. Hat er den anderen nicht doch einmal betrübt, ihm etwas verschwiegen? Festlicher Wein funkelt nur im klaren Kelch.

Porzellanhochzeit

Das Geschirr ist alt geworden nach 20 Jahren, vielleicht zeugt nur noch eine Untertasse von der Pracht des Hochzeitsgeschenks. An diesem Tag steht die letzte gute Tasse blumenumkränzt auf dem liebevoll gedeckten Frühstückstisch.

Perlenhochzeit

Perlen gleich reiht sich ein Ehejahr an das andere – 30 sind es nun schon. Eine modische Holzperlenkette trägt man übrigens in jedem Alter gern!

Aluminiumhochzeit

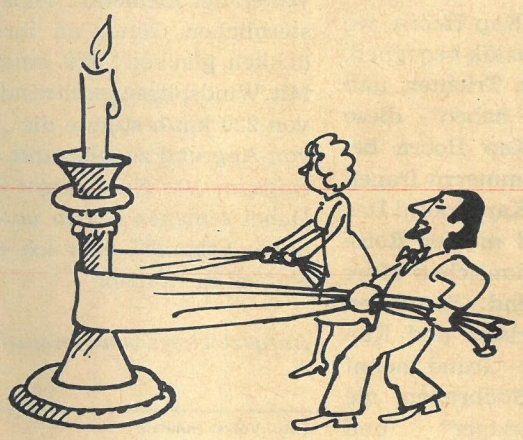
Ein halbes Menschenalter hat man miteinander gelebt, wenn seit der Eheschließung 37 1/2 Jahre vergangen sind. Darum steht dieses Jubiläum im Zeichen des Metalls, das beständig und haltbar ist.

Rubinhochzeit

Klar und geläutert wie das Feuer dieses Edelsteins soll die Liebe zueinander sein, wenn sie 40 Jahre dauert.

Diamantenhochzeit

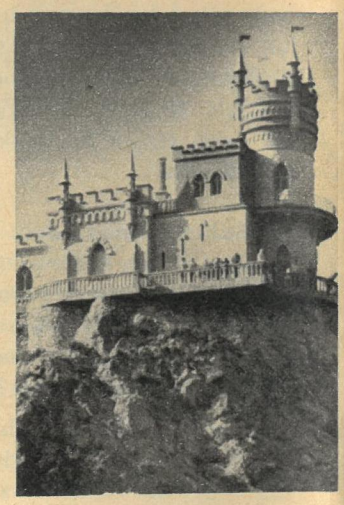
Wer sie nach 60 Jahren begehen kann, hat bewiesen, daß nicht allein seine Liebe, sondern auch seine Gesundheit dauerhaft ist.



Wir wünschen Ihnen, liebe Leser, daß Sie 1986...

...nicht auf falsche Versprechungen hereinfallen,

...keine Luftschlösser bauen,



Fotografierte Vorsätze

Sie fragen – wir antworten

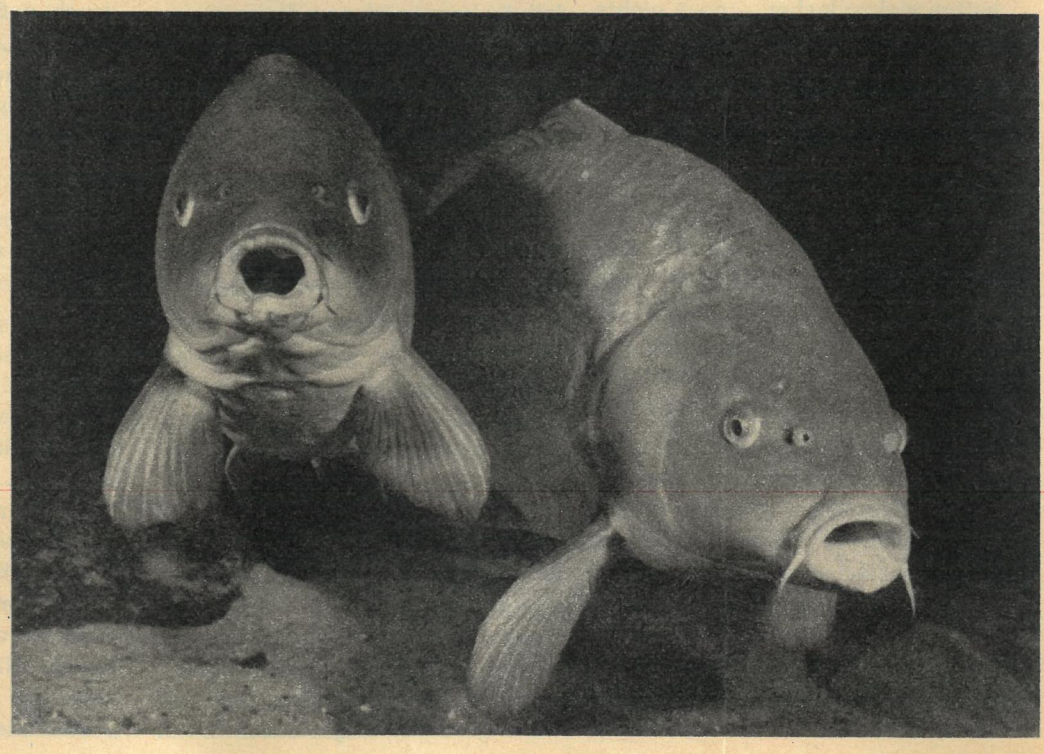
Heute Karpfen auf polnische Art

Wir essen unseren Silvesterkarpfen mit zerlassener Butter und Meerrettich. Als Kind kostete ich jedoch bei meiner Großmutter Karpfen mit einer eigentümlichen braunen Soße, in der sogar Rosinen schwammen. Können Sie mir dieses Rezept beschaffen?

Leni Schulz, Gera

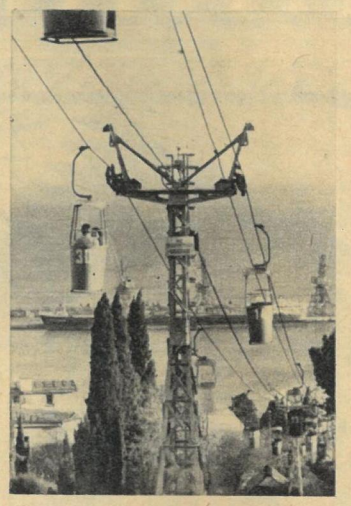
Wir nehmen an, daß Ihre Großmutter den Karpfen auf polnische Art zubereitet hat. In dem Buch „Altpolnische Küche und polnische Tischsitten“ vom Verlag Interpress Warszawa steht ein Rezept, das möglicherweise Ihrer Erinnerung entspricht: Einen ungefähr 750 Gramm schweren Karpfen säubern, in Portionsstücke schneiden und nach dem Salzen 20 Minuten kaltstellen. Dann die Stücke in eine flache Schmorpfanne legen und mit einem halben Liter Brühe aus einer mittelgroßen, in Streifen geschnittenen Sellerieknolle, einer großen Zwiebel, einem Glas herbem Rotwein, einem kleinen Stückchen Zitronenschale, einigen schwarzen Pfefferkörnern, einer Messerspitze gemahlenem Ingwer und dem Saft einer halben Zitrone übergießen. Den gargekochten Fisch vorsichtig in eine vorgewärmte Schüssel legen und warmstellen. Die Kochflüssigkeit durch ein engmaschiges Sieb streichen. Dann das Karpfenblut – zuvor in einer Tasse aufgefangen, in die man Saft einer halben Zitrone gegeben hatte –, ein Glas dunkles Bier, zwei bis drei Stückchen Würfelzucker, einen Eßlöffel Pflaumenmus, 50 Gramm geriebenen Pfefferkuchen (möglichst mit Honig gebacken), 50 Gramm geschälte und gehackte Mandeln, 50 Gramm Rosinen und einen gehäuften Eßlöffel Butter zufügen. Diese Soße 10 bis 15 Minuten auf kleiner Flamme kochen lassen. Abschmecken, eventuell etwas nachsalzen und heiß über den Fisch in der Schüssel gießen. – Übrigens gehört der Karpfen in Polen traditionell zum Festessen am 24. Dezember. Trotz des Verzichts auf Fleisch und Speck verstand man, aus diesem Fastenmahl einen Gaumenschmaus zu machen. In früheren Zeiten bestand das Festmahl beim Adel, bei Bürgern und in reichen Klöstern aus zwölf Gängen – so viele Apostel, so viele Gerichte. Fisch dominierte, und der berühmte Karpfen auf polnische Art durfte nicht fehlen. Manchmal gab es so viele Fischgerichte, daß die Zahl Zwölf nicht ausreichte. Aber auch dann wußte man Rat – alle Fischspeisen galten als ein Gang!

Ihr Leserforum

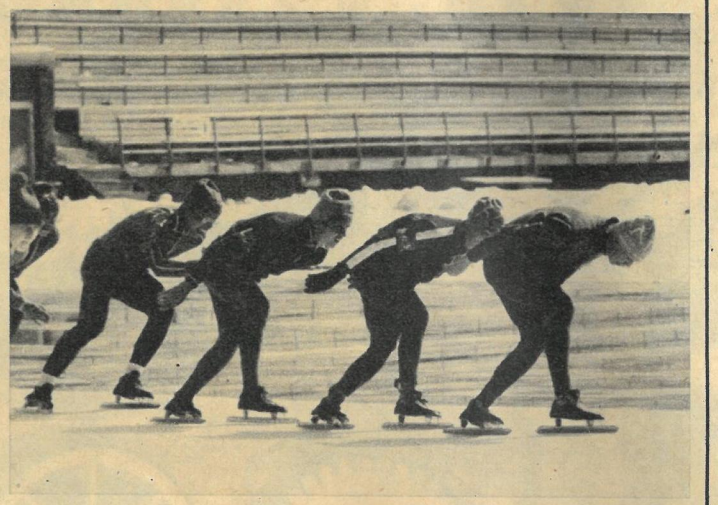


... den Bock nicht zum Gärtner machen,

... alle hochgesteckten Ziele erreichen und



... stets festen Boden unter den Füßen haben!



Vier der Aufnahmen erhielten wir von unseren Lesern: Wolfgang Viebig, Dresden – Hase und Wolf als Gesundheitsapostel; Konstantin Unger, Berlin – das „Schwalbennest" bei Jalta auf der Krim; Armin Kühne, Leipzig – die Seilbahn, ebenfalls Jalta; Fritz Martin, Torgau – Training im Eisstadion Medeo bei Alma-Ata. Den Bock „schoß" TASS-Fotoreporter A. Saparow, Moskau.

Liebe Kinder!

Der Zauberer Goodwin wollte also vortäuschen, eine Stadt aus grünen Smaragden gebaut zu haben. Dabei war es ganz gewöhnliches Glas, das erst durch die grünen Brillen, die jeder tragen mußte, in Edelsteine „verwandelt" wurde. Kennt Ihr das Märchen, in dem eine traurige Prinzessin von ihrem Vater verstoßen wurde? Aus ihren Augen flossen echte Perlen! Eure Antwort schreibt bitte auf eine Postkarte und schickt diese bis zum 1. Januar 1986 an die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Kennwort: Smaragdenstadt. Vergeßt nicht, Eure Anschrift und Euer Alter anzugeben. 10 Büchergutscheine zu je zehn Mark sind zu gewinnen. Die Auflösung findet Ihr im Heft 2/86. Auflösung von Heft 24/85: „Der kleine Muck".

Es gewannen: Torsten Lehmann, Ringenwalde; Kay Hertel, Lugau; Tobias Mahler, Eberswalde; Markus Döhring, Neugersdorf; Cathleen Faber, Treuenbrietzen; Sabrina Elstermann, Berlin; Michael Ruland, Bitterfeld; Daniel Schoof, Erkner; Sussanne Rösner, Strausberg, Marion Richter, Freiberg. Herzlichen Glückwunsch!

Preisfrage

Heft 26/85

Welches runde, profilierte Produkt hat eine Laufleistung von 150 000 Kilometern?

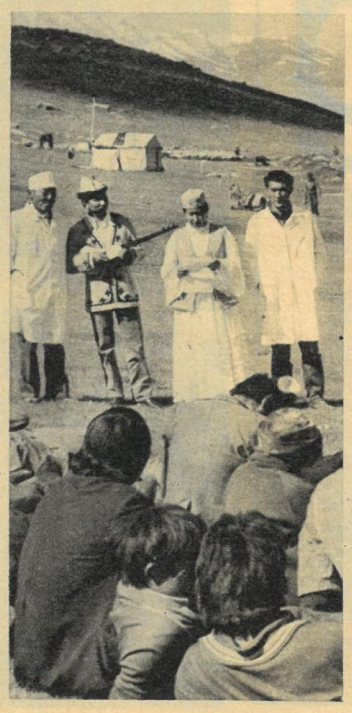
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. Zum Jahresabschluß sind

2 × 50 M

zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 2/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 1. Januar 1986. Auflösung von Heft 24/85: „Akademik Mstislaw Keldysch". Wir gratulieren Dieter Härtel, Lübben.

Gruß aus Tschekildek

Unser kirgisischer Freund, der Lehrer Beische Assylbekow aus dem Dorf Tschekildek, wünscht allen FREIE WELT-Lesern für 1986 Glück und Erfolg:



Birtungandyk salam – einen brüderlichen Gruß! Auf der Feier zum 40. Jahrestag des Sieges im Mai haben wir uns alle erneut zum Frieden bekannt, zur Freundschaft und zur Solidarität. Ich schicke Ihnen ein Foto aus unserem Dorf – die Kultur kommt zu uns bis auf die Weide, wie Sie darauf sehen können. Viele meiner Landsleute arbeiten als Schafzüchter, sind den ganzen Sommer draußen.

Wissenschaft für friedliche Zwecke

„Stimme des Meeres" (FW 24/85) – ein interessanter Beitrag. Wie schön wäre es, wenn sich die Wissenschaftler der Welt nur Problemen zuwenden könnten, die friedlichen Forschungsaufgaben entspringen!

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Der Mißbrauch von Wissenschaft und Technik für die imperialistische Rüstung und Kriegsführung hat heute die Frage wie nie zuvor zugespitzt: Entweder gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen! Es liegt jedoch in der Macht wissenschaftlicher Erkenntnisse und Forschungen, nicht nur das Überleben zu sichern, sondern auch weltweit dazu beizutragen, daß Hunger, Elend, Umweltzerstörung sehr bald der Vergangenheit angehören könnten. In Genf, vor der internationalen Presse, nannte der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, viele Themen möglicher Zusammenarbeit. So, anstatt des „Kriegs der Sterne", eine umfassende internationale Erforschung und Erschließung des Weltraums, die Entwicklung neuer Weltraumtechniken zur Fernerkundung der Erde, die Schaffung globaler Nachrichtensysteme und wissenschaftlicher Orbitalstationen. Auf der Erde, in den Gewässern und im All eröffnen sich die vielfältigsten Möglichkeiten für eine gemeinsame, völkerverbindende friedliche Forschung. *Hans Bergmann*

Erkenntnisse

Obwohl ich nur acht Jahre jünger bin als Professor Dr. Gerhard Kosel, habe ich aus seinen Erinnerungen („Es war ein heißer Boden, auf dem wir kämpften", FW 23/85) viele Einzelheiten entnehmen können, die mir bisher fremd waren. Ihr solltet weiter solche Berichte veröffentlichen!

Werner Lehmann, Gera

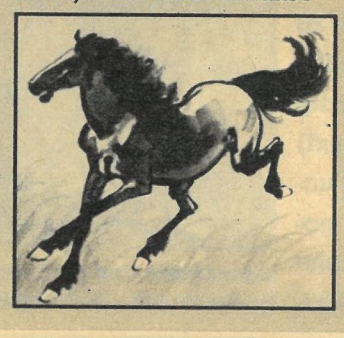
Die Memoirenserien haben auch 1986 einen festen Platz in unserem Redaktionsplan.

Tamerlan

Ein Nachtrag zur „Medaillenschau", FW 21/85: Wir hatten unter der Überschrift „Weißes Schiff und rote Segel" unter anderen eine Gedenkmedaille vorgestellt, die dem 150. Todestag von George Gordon Byron gewidmet war. Vor kurzem wurde im Keller des Hauses seines Herausgebers ein bisher unbekanntes Werk des englischen Vertreters der revolutionären Romantik entdeckt, datiert mit dem 14. März 1816. Darin wird der Lebensweg von Tamerlan (Timur) beschrieben.

Kraft und Anmut

Schon immer war ich ein Liebhaber der chinesischen Malkultur. Deshalb bin ich sehr erfreut über ihre Beispiele aus der Ausstellung chinesischer Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts im Berliner Pergamonmuseum („Der poetische Pinsel", FW 24/85). Ich selber bewahre



einige Reproduktionen auf, die ich mir immer wieder gerne ansehe. Dazu gehört diese von Hsu Pei-hung.

Peter Müller, Leipzig

Nams Heimat ist mir nahe

Seit Jahren wollte ich gern wissen, was aus der tapferen Vietnamesin Nguyen Kim Lai geworden ist. Endlich habe ich die Antwort („Eine Frau Ende Dreißig", FW 23/85). Aus dem Buch „... bis zum befreiten Süden" von Anna Mudry wußte ich, daß die junge Frau nach dem Sieg Krankenschwester blieb. Ihr Verlobter war 1971 gefallen, und sie hielt es damals nicht für möglich, einmal eine Familie gründen zu können, denn viele Männer ihres Alters hatten ihr Leben hingegeben. Nguyen Kim Lais Heimatland ist mir sehr nahe. Ich kenne einige junge Vietnamesen, stehe seit Jahren im Briefwechsel mit ihnen. Zum Beispiel Nam – nach siebenjähriger

Ausbildung in der DDR ist er im September dieses Jahres nach Hanoi zurückgeflogen. Ich bewahre eine Aufnahme von der Hochzeit seiner Schwester auf (Foto oben). Auch er wird bald heiraten.

Hedi Gräf, Berlin

Aus Nguyen Kim Lais Familie war ebenfalls ein junger Mann zur Ausbildung in der DDR.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Gerhard Budich; Vignetten: Kotsch

Am Erholungsheim der Bäcker und Konditoren: Auch in Nowosibirsk ist die Hoch-Zeit der Folkloremode vorerst vorüber. Ein Rest hat sich in diese Mäntel mit Lederapplikationen hinübergerettet.

Am Ob: Streng geometrisch gestaltete Jacken aus synthetischem Pelz

Sibirische Verführung

Jeder richtige Sibirier ist leicht für richtigen Winter zu erwärmen. Heiß ist seine Liebe zu Frost und Eis. Im Nowosibirsker Modehaus geht man mit kühlem Kopf und Professionalität zu Werke, um ihn (und sie) auch bei dreißig Grad minus gut anzuziehen. Constanze Treuber (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) unterlagen der Versuchung, genauer auf und unter sibirische Wintermäntel zu sehen.

Mannequins und ein Dressman – Studenten Nowosibirsker Hochschulen – präsentieren sich „in Zivil".

Unter Palmen im Zirkusfoyer: Tanja und Alja in marineblauen Matrosenjacken, vorn mit zwei Reihen kleiner Goldknöpfe zu schließen.

Am Kinder- und Jugendtheater: Karos in Brauntönen auf Igors Mantel und Angelas Dreiviertelschwenkern. Ihr Mantel ist geräumig und hat im Rücken einen halben Gürtel.

„Frau Kremser hat gesagt", begann Lydia, „ich soll mir meinen Pelz mitnehmen und viele warme Mäntel..." ... „Es ist doch merkwürdig", sagte ich. „Wenn die Leute in Deutschland an Schweden denken, dann denken sie: Schwedenpunsch, furchtbar kalt, Ivar Kreuger, Zündhölzer, furchtbar kalt, blonde Frauen und furchtbar kalt..." – „Also wie kalt ist es denn?"

Keine Antwort. Tucholskys nach Gripsholm reisendes Paar verlor sich sogleich in anderen Erörterungen. Wenn wir an Sibirien denken, dann denkt jeder etwas anderes. Alle denken: furchtbar kalt. Selbst winterharte Moskauer erstarren in Ehrfurcht vor sibirischen Frösten. „Nimm meinen Pelz mit", drängte meine Freundin Irina. „Wie kalt ist es denn?" „Furchtbar kalt."

Also Mode in Nowosibirsk. Wintermode natürlich. Oder was wir unter Wintermode verstehen. Valentina Krawez, Direktorin des Hauses der Modelle, ist nicht einverstanden mit uns: „Was Sie da zum Fotografieren ausgesucht haben... Es sind Übergangsmäntel dabei. Aber gut, wenn das, was Sie selbst da anhaben, für Ihren Winter warm genug ist, soll es mal durchgehen." Was ist das bis jetzt auch für ein Winter! Minus zehn Grad und das bißchen Schnee. Sonst um diese Zeit! „Aber täuschen Sie sich nicht. Wir haben erst November. Sie müssen doch jetzt schon unter unserer Kälte leiden. Nein?" Das sind nun die Vorstellungen der Sibirier von uns nichts Gutes gewöhnten Mitteleuropäern.

Als dann die Mädchen ihre steifgefrorenen Knöchel reiben – „Zu Übergangsmänteln gehören Pumps" –, bekommen wir eine Ahnung vom Sinn dessen, was uns zuvor gesagt worden war: „Im Winter hört bei uns die Mode auf." Dafür sind wir so weit gereist?

Man lebt in Nowosibirsk mit gestrengem Winter von November bis April. Man lebt gut und gern mit ihm, wenn man seine Gesetze achtet. Ein Wintermantel muß hier in erster Linie schön warm und von solider Qualität sein. So einer ist nicht billig und möchte ein paar Jahre lang wärmen und gut aussehen. Da legen Gestalter und Kunden Wert auf bewährte sachliche, klassische Form und Qualitätsstoffe. Am Straßenbild kann man

Sibirische Verführung

das erkennen. In leichtem modischen Aufzug schummelt sich hier niemand durch die kalte Jahreszeit. „Mode ist international. Wir wissen da ganz gut Bescheid und haben nicht den Ehrgeiz, etwas ganz anderes zu machen. Aber nicht alles Neue geht für alle. Nicht für unsere Winter. Der Sommer ist bei uns viel bunter und modemutiger. Jetzt müssen Sie mehr unter die Mäntel gucken", erklärt Valentina Krawez.

Die Stadt Nowonikolajewsk wurde vor zweiundneunzig Jahren im Süden Westsibiriens gegründet, beim Bau der Transsib an der schmalsten Stelle des Ob. Ihr Haus der Modelle bekam sie fünfundfünfzig Jahre später, da hieß sie längst Nowosibirsk. Inzwischen gehört es zu den führenden der Sowjetunion. Fast drei Viertel der zweieinhalb Millionen Einwohner des Nowosibirsker Gebiets leben in Städten. Das ist von Bedeutung für die Modegestalter. Doch auch auf dem Land sind die von Tschechow beschriebenen Zeiten vorbei, da der Bauer neun Monate des Jahres seine frostgekrümmten Finger nicht aus den Fausthandschuhen zog und in den kurzen Sommern sein Rücken von pausenloser Arbeit schmerzte.

Das Modehaus am Krasny Prospekt versteht sich als ein methodisches und kulturelles Zentrum. In erster Linie leitet es die Industrie an, nicht durch Empfehlungen, sondern durch bis ins Detail ausgetüftelte Modelle. Die werden vom Gestalter entworfen, vom Konstrukteur und vom Technologen für die Konfektion handhabbar gemacht und verlassen als umfänglicher Hefter mit Schnitt, Stoffproben und sonstiger notwendiger Dokumentation das Haus. Zweitausendmal im Jahr. Bei sechzehn großen Konfektionsvereinigungen zwischen Ural und Fernost steht man unter Vertrag. Neunzig Prozent der Entwürfe werden akzeptiert und produziert. Auch auf den alljährlichen Bekleidungsmessen in Moskau, wo sich der Handel für oder gegen die Arbeit der Modehäuser und Betriebe entscheidet, hat sich Nowosibirsk noch nie blamiert.

Verabschiedet sich ein Modeschöp-

Noch einmal Erholungsheim „Ähre": Elegante schmale Kleider in Schwarz und Weiß

Am ersten Steinhaus von Nowosibirsk: Schwarze Zweireiher und rote Accessoires. Alle Kanten sind mit Leder abgepaspelt.

In der internationalen Buchhandlung: Angela und Natascha in Rot. Beide Kostüme haben breite Revers und schmale wadenlange Röcke.

fer nicht mit einer Träne im Knopfloch von einer schönen Inspiration, wenn er sie schließlich den rauhen Lüften der Industrie aussetzen muß? Margarita Totmenina, stellvertretende Chefgestalterin, bestreitet das: „Keiner unserer Gestalter würde Entstellungen seiner Ideen hinnehmen. Bei unseren guten Kontakten zur Produktion sind auch kaum welche zu befürchten. Dort geht man mit unseren Modellen feinfühlig um, wir hier machen nicht pure Kunst, sondern sind auch in Konstruktion und Technologie bewandert. Unsere Chefin war zwanzig Jahre lang Ingenieur in einem Nowosibirsker Konfektionsbetrieb."

Ein Plus für Valentina Krawez. Doch was erwidert sie? „Gut und schön und wichtig. Aber die Autorität eines Modehauses wird von seinem künstlerischen Niveau bestimmt. Sonst bestehen wir weder im Land noch international." Nowosibirsker Mode hat sich mit Chic, Charme und Erfolg in fünfzehn Ländern präsentiert, in der DDR wie in Frankreich, Großbritannien, Japan, Ägypten und Venezuela. Das künstlerische Profil wird durch ein Kollektiv von dreißig vorwiegend jungen und ganz jungen Gestaltern geprägt. Begabter Nachwuchs kommt längst nicht mehr nur aus Moskau und Leningrad, sondern auch aus Omsk und immer mehr von der Nowosibirsker Textilhochschule. Aktuelle Aufgabe ist es, den jahrelangen Irrtum zu korrigieren, Modemachen ginge ohne Männer besonders gut.

Freitag ist Frei-Tag für alle Gestalter. Sie kommen nicht ins Modehaus, sondern „erholen" sich von der Pflicht der Woche. Zur Kür gehören freie künstlerische Arbeiten, Ausstellungsbesuche, beschauliches Blättern oder gründliches Studium in Kunstbänden und Journalen. Besonders gern gehen sie auf Reisen ins Land. Für zehn Tage im Jahr bestimmen sie ihr Ziel selbst. Beliebt sind Gegenden, in denen es ganz anders ist als zu Hause. Aber auch Sibirien verführt mit den Reizen seiner Natur. Die künstlerische Ausbeute der Studienreisen ist vielfältig und hat nicht unbedingt auf den ersten Blick mit Mode zu tun.

Eine kleine Gruppe von Gestaltern und Konstrukteuren befaßt sich mit „Perspektiven der Mode". Hier ist man extravaganter als in den Entwürfen für die Industrie, bei denen ja immer auch bedacht sein will, wie groß oder klein der Modemut der Kundenmehrheit ist. Die „Perspektivmode" darf Modemuffel außer acht lassen und erkunden, wie weit Mode bei den Sibiriern heute und künftig gehen kann. Damit sie nicht nur als herzlicher, kerniger und gesunder, sondern auch als modebewußter Menschenschlag von sich reden machen.

Wir danken der Redaktion „Sowjetfrau" und dem Haus der Modelle für freundliche und großzügige Unterstützung.

Sibirische Verführung

Vor dem Opernhaus: Auf Pelze an Wintermänteln wird Wert gelegt. Polar-, Blau- und Rotfuchs, Nerz und Feh „wachsen" in der Gegend. Auch Persianer – im Farbton des Mantels – steigt wieder in der Gunst.

Mittels eines Kupferstichs von Jacob Ernst Markus ist der erste Wettkampf der Eisschnellauf-Geschichte verewigt. Tatort: Stadtgraben Leeuwarden im holländischen Friesland. Termin: 1./2. Februar 1805. Wettkämpfer: 130 Frauen. Finale: Zwei Mädchen von 20 und 16 Jahren (rechts). Nicht zu vergleichen mit der heute schnellsten Schnellaufbahn der Welt: Medeo bei Alma-Ata, 1691,20 m über Meeresspiegel (rechts außen). Es reicht zu sagen: In der 1980er Weltbestenliste aller Zeiten in den olympischen Disziplinen sind 1080 Namen verzeichnet. Hinter 765 von ihnen steht „Medeo". Besonders gerühmt an dieser Bahn wird das Eis. Einer, der zum ersten Mal in seinem Leben auf ihm stand und sich umhörte, sprach von „rekordschwangerem Wasser".

Die Meisjes und ihre Schaatsen

Was Klopstock mit der Aufforderung meinte, der Stadt ihren Kamin zu lassen und mit ihm zu kommen, „wo des Kristalls Ebne dir winkt", war Eislauf aus Vergnügen. Was auch auf Goethe zutrifft, der in „Dichtung und Wahrheit" beschrieb, wie er auf diese Weise sein liebend Herz wiederzufinden versuchte, das er in Sesenheim verloren hatte. Beide, so jedenfalls sagt's die Enzyklopädie, benutzten zum Zwecke der „Berührung mit der frischesten Kindheit und der Abwehr stockenden Alters" (Goethe) noch die seit dem 13. Jahrhundert gebräuchlichen holländischen „Schiedamer Schaatsen" – vorn gebogene und in eine Holzsohle eingelassene Schienen aus Eisen. Richtige Schlittschuhe also.

Auch als 1742 mit dem „Edinburgh Skating Club" der erste Verein dieser Art gegründet wurde, war alles Eislauf, wurde nicht zwischen Kunst- und Schnellauf unterschieden. Gleichwohl war für die Mitgliedschaft im „ESC" eine damals sehr ernstgemeinte Aufnahmebedingung zu erfüllen: Zuerst links- und rechtsbeinig einen geschlossenen Kreis laufen, dann über drei aufeinandergestülpte Hüte springen! Wie dem auch war: Am Ende des Jahrhunderts schrieb GutsMuths in seinem pädagogisch-schriftstellerischen Erstlingswerk „Gymnastik für die Jugend", er kenne „keine schönere Gymnastik als das Schlittschuhlaufen".

Und was den Schnellauf betrifft, so ist noch immer nicht hundertprozentig klargestellt, ob ihn die Männer erfunden haben oder (was viel wahrscheinlicher ist) die Frauen. 1763 soll ein Engländer für die Bewältigung einer Strecke über 15 Meilen (24 135 m) nur 46 Minuten gebraucht haben. Daß er demnach auf eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 31,3 km/h kam, ist jedoch kaum zu glauben. Handfeste Beweise hingegen liefert mit den holländischen „Meisjes" das angeblich schwache Geschlecht. In einem „Jahrbuch des Wintersports", 1924 in Wien erschienen, ist darüber zu lesen:

„Der erste Bericht über einen Wettkampf im Schnellauf dürfte wohl derjenige vom Jahre 1801 sein. Derselbe besagt, daß zwei junge Frauen in einem Preislaufen zu Groningen dreißig Meilen in zwei Stunden auf Schlittschuhen zurücklegten. Ein ähnlicher Wettkampf zwischen Frauen fand am 1. und 2. Februar 1805 in Leeuwarden statt. Er

Die Meisjes und ihre Schaatsen

ist in einem Kupferstich von J. E. Markus bildlich festgehalten, wohl die erste Abbildung eines Schnelllaufwettkampfes auf Schlittschuhen. Zu diesem grandiosen Rennen hatten sich 130 Frauen gemeldet. Den ersten Preis erhielt die zwanzigjährige Trintje Pieters aus Poppingavier. Er bestand aus goldenen Ohrringen im Werte von 105 Gulden und einer Prämie. Den zweiten Preis, eine Korallenkette mit goldenem Schloß im Werte von 31 Gulden, errang die sechzehnjährige Janke Wybes aus Damwaude. Von diesen 130 Frauen waren die jüngsten zwei vierzehnjährige und sieben fünfzehnjährige Mädchen, während die ältesten Frauen 40, 41 und 51 Jahre zählten…"

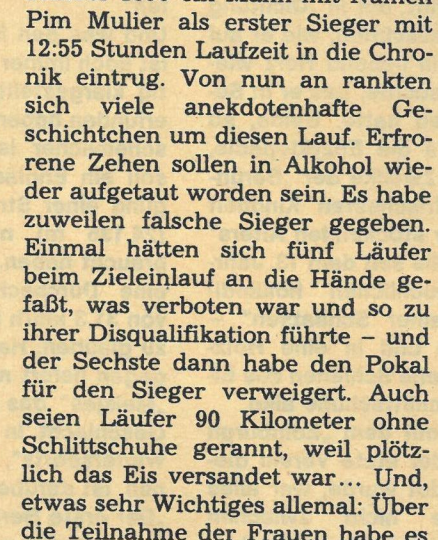
Womit schwarz auf weiß zu beweisen wäre, daß die „Meisjes" den Eisschnellauf erfunden haben. Für ihre Siege nahmen sie, wie es wörtlich heißt, „goldene Uhren, Ohrgehänge und Ketten" in Empfang. Und als dann auch die Männer auf den Plan traten, spendeten „die vornehmsten Einwohner der Städte für die Sieger silberne Tabakdosen und Beutelschließer". Anfangs gab es auch Kühe als Preise, denn viele, die aus Gründen kürzerer Wegzeiten übers Land dem Eisschnellauf frönten und sich durch dessen Prämien- und Geschenkesystem eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage versprachen, waren Bauern.

Die Herren der Schöpfung, obwohl Nachzügler, taten nun so, als seien s i e diejenigen, welche… Sie schwangen das Zepter des Eissports. Fast vier Jahrzehnte nach dem ersten offiziellen Weltrekord der Männer wurde die Polin Zofia Nehring als erste Weltrekordlerin genannt. Sage und schreibe 43 Jahre nach den ersten Männer-Welttitelkämpfen 1893 in Amsterdam setzte Schwedens einst zehnfacher Kunstlauf-Weltmeister und damaliger Weltverbands-Präsident Ulrich Salchow durch, daß die Schnellaufbahnen endlich auch für Weltmeisterschaften der Frauen freigegeben wurden. Von wegen Verzicht auf das weibliche Geschlecht „aus sittlichen Gründen"! Die fortschrittlichen Kräfte im Eiskunstlauf setzten sich zwar eher gegen diese irrige Auffassung durch, doch konnten auch sie nicht verhindern, daß 1903 mit der Engländerin Madge Syers die erste Frau bei einer Weltmeisterschaft noch bei den Herren starten mußte. Aber sie hat's denen gezeigt und wurde Zweite!

In Friesland, vor allem in dessen „Hauptstadt" Leeuwarden, steht die Wiege des modernen Eisschnellaufs und der „Schaatsenrijders". In der anfangs des vorigen Jahrhunderts begonnenen Tradition ist vor allem eine Frau aufgewachsen, die in diesem Landstrich noch heute königliches Image genießt: Atje Keulen-Deelstra, viermal Weltmeisterin, von 1972 bis 1974 dreimal hintereinander Europameisterin, auch auf olympischem Eis eine der Besten der Welt. Ihr ehemaliger Trainer Gerhardus Maarse schwärmt noch heute von ihr: „Obwohl sie erst mit 29 Jahren auf den Geschmack des Leistungssports kam, hat sie den Eisschnellauf revolutioniert. Einst ein schüchterner Teenager, gewann sie durch den Sport Selbstsicherheit und die Achtung der anderen. Obwohl ihr letzter großer Sieg schon länger als ein Jahrzehnt zurückliegt, ist sie noch immer Vorbild für alle Mädchen in unserem Land. Beim Nennen ihres Namens gerät jeder Friese ins Schwärmen, alle sind stolz auf sie." Atje Keulen-Deelstra hat inzwischen drei Kinder geboren, ist in Irsum, einem Dorf zwischen Heerenveen und Leeuwarden, Bäuerin – also eine von denen, die diesen Sport großgemacht haben.

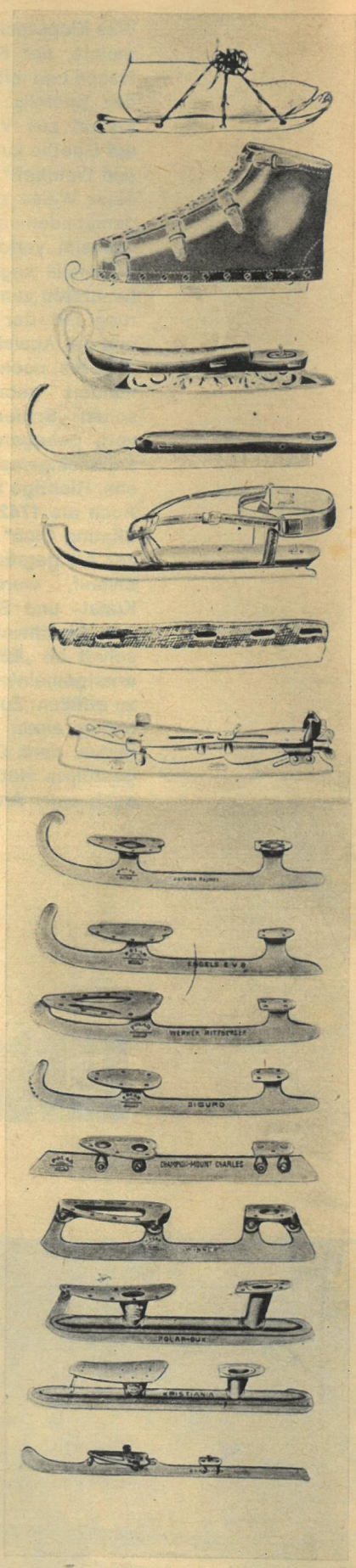
Leeuwarden ist übrigens auch Dreh- und Angelpunkt eines Eisschnellauf-Schauspiels, das eigentlich nur im Wasalauf auf Skiern seinesgleichen hat. Von der „Elfstedentocht", der Elf-Städte-Reise, ist die Rede, einer 200 Kilometer langen Tour über Frieslands vereiste Grachten und Kanäle – von Leeuwarden über Sneek, Ijlst, Sloten, Staveren, Hindelopen, Workum, Bolsward, Harlingen, Franeker und Dokkum zurück nach Leeuwarden. Es gibt Geschichtsschreiber, die das Jahr 1763 als Jahr der Premiere dieses Laufes angeben. Bewiesen ist jedoch nur, daß sich am 21. Dezember 1890 ein Mann mit Namen Pim Mulier als erster Sieger mit 12:55 Stunden Laufzeit in die Chronik eintrug. Von nun an rankten sich viele anekdotenhafte Geschichtchen um diesen Lauf. Erfrorene Zehen sollen in Alkohol wieder aufgetaut worden sein. Es habe zuweilen falsche Sieger gegeben. Einmal hätten sich fünf Läufer beim Zieleinlauf an die Hände gefaßt, was verboten war und so zu ihrer Disqualifikation führte – und der Sechste dann habe den Pokal für den Sieger verweigert. Auch seien Läufer 90 Kilometer ohne Schlittschuhe gerannt, weil plötzlich das Eis versandet war… Und, etwas sehr Wichtiges allemal: Über die Teilnahme der Frauen habe es nie Streit gegeben. Ein Startverbot für sie hätten sich vor allem die Holländer zu keiner Zeit leisten können.

Anfang dieses Jahres war es mit der „Elfstedentocht" mal wieder soweit. 22 Winter hatte man damit warten müssen, weil stets das Wetter nicht mitmachte und Frieslands Wasserstraßen nicht die vorgeschriebene Eisdicke von 20 Zentimetern aufwiesen. 16 176 Starter hatten sich gemeldet, doch nur 13 000



konnten sich ins Abenteuer stürzen. „Der Rest durfte nicht mehr auf die Strecke", stand tags darauf in den Zeitungen. „Bei ständig steigender Temperatur machte das Eis nicht mehr mit. Am Ziel standen die Läufer schon bis an die Waden im Wasser…" Natürlich gab's einen Sieger: Durch ein Spalier von nahezu einer Million Zuschauer war der 26jährige Janskloosterer Bauer Evert van Benthem nach 6:46:47 Stunden in Leeuwarden wieder angekommen. Mit rund 27 km/h also hatte er auf Schlittschuhen Friesland durchfahren.

Schlittschuhe von der Prähistorie (präparierte Knochen als Schienen) bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts. Darunter auch „Lintschotesche" und „Friesische" Modelle.



Der Eisschnellauf hat eine bewegte Geschichte. Zu seinen Höhen wurde er vor allem auch von einer Frau geführt, die aus der Sowjetunion kam und Lidija Skoblikowa hieß. Sie ist der „goldigste" Teilnehmer aller Olympischen Winterspiele seit 1924. 1960 in Squaw Valley siegte sie zweimal, 1964 in Innsbruck gewann sie alles. Und „nebenbei" wurde sie zweimal Mehrkampf-Weltmeisterin. „Mir war", so sagte Lidija Skoblikowa einmal, „das wunderbare Leben als Sportlerin wertvoller als Wein und Tanz. Ich werde diese Zeit nie ver-

gessen. Und trotz meiner sechs Goldmedaillen von Squaw Valley und Innsbruck gab es noch einen weit größeren Sieg für mich: Ich war 1960 dabei, als zum ersten Mal – endlich! – auch wir Frauen ein olympisches Eisoval betreten durften. Wir hatten uns schon Jahrzehnte vorher dieser späten Genugtuung stets würdig erwiesen, von den Jahren danach will ich gar nicht reden…“ Und wenn die DDR-Läuferin Karin Kania-Enke bis 1988 durchhält, meint Lidija Skoblikowa, könne sie neue olympische Rekordhalterin werden. „Drei Gold- und zwei Silbermedaillen hat sie ja schon…“

Und Karin, inzwischen auch fünffache Weltmeisterin, ist drauf und dran, nach der Geburt ihres Sohnes Sascha wieder an das sagenhafte Jahr ’84 anzuknüpfen. „Der Anfang nach langer Pause war schwer, zuweilen komplizierter, als ich mir das in der Zeit meiner Schwangerschaft gedacht hatte. Aber mir ging immer durch den Kopf, wie sich Olympiasiegerinnen und Weltmeisterinnen – zum Beispiel Natalja Petrussewa, Andrea Ehrig oder Atje Keulen-Deelstra – mit festem Willen und großer Hingabe noch einmal ans Werk machten und zu weltmeisterlicher Form aufliefen. Ich versuche das nun auch, und die alles entscheidende Triebfeder wird sein, daß ich mit Leib und Seele an diesem Sport hänge und von ihm nicht lassen kann.“

★

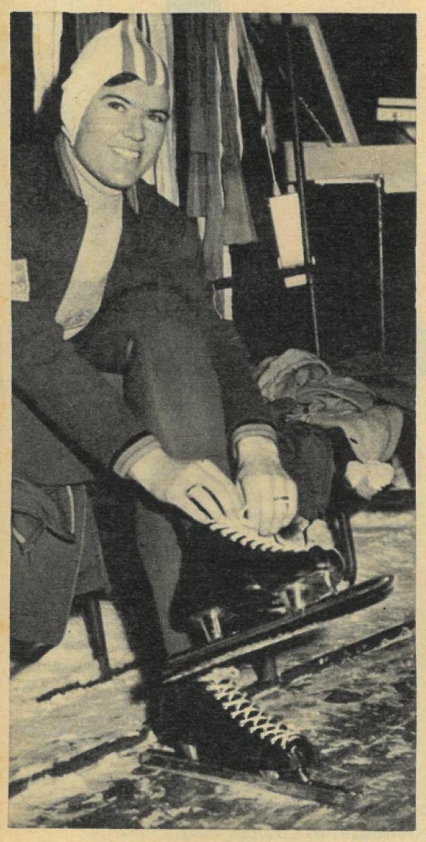
Bei jener olympischen Frauenpremiere 1960 im „Tal der Indianerfrau“ schlug auch die große Stunde der Berlinerin Helga Haase. In ihrem Kampf mehr gegen die Uhr als gegen die kleine Japanerin Hatsue Takamizawa passierte sie nach Umkreisen des 500-m-Ovals das Ziel in 45,9 Sekunden – in der ersten olympischen Rekordzeit für Frauen! Keine der übrigen Bewerberinnen war an diesem Tag schneller als sie. Damit stieß die erste Olympiasiegerin der DDR mitten hinein in die Phalanx der scheinbar unbesiegbaren sowjetischen Frauen – vornweg Lidija Skoblikowa und Klara Gussewa, die die Nachfolge solch bahnbrechender Schnelläuferinnen wie Issakowa und Selichowa, Artamonowa und Stenina angetreten hatten. 1948 in Turku waren die UdSSR-Damen zum ersten Mal an die Startlinie einer Eisschnellauf-Weltmeisterschaft getreten, und mit dem Triumph Maria Issakowas begann eine fast zwei Jahrzehnte andauernde Siegesserie, die nur einmal – 1951 durch die Finnin Evi Huttunen – durchbrochen werden konnte. Sowjetische Frauen allerwege, auch was die Weltrekorde betraf, mit denen sie von Jahr zu Jahr höhere Maßstäbe setzten und dem Eisschnellauf von heute magnetische Kraft und außergewöhnliche Popularität gaben.

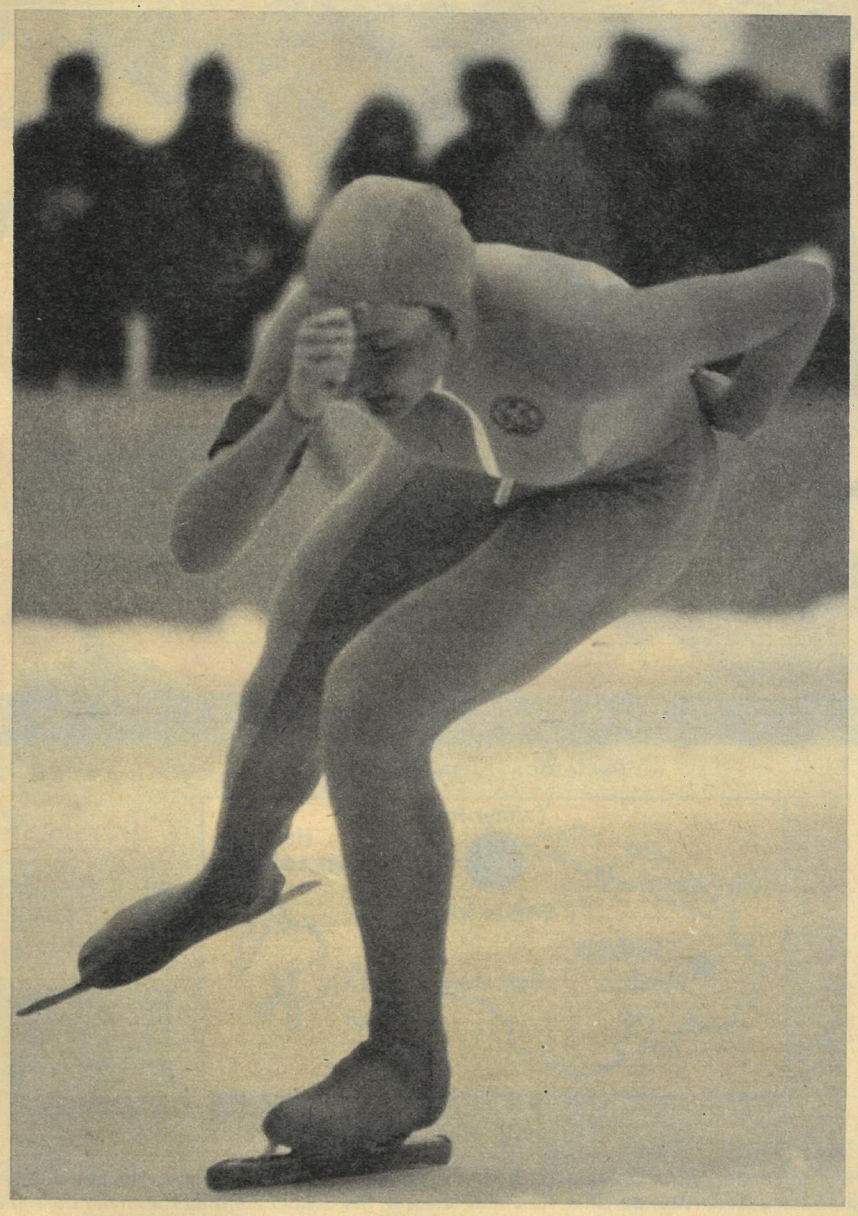
Der ganz große Aufschwung im Frauen-Eisschnellauf der DDR nahm mit der „Zeit der Umsteiger“ Mitte der siebziger Jahre seinen Anfang: Ehemalige Eiskunstläuferinnen wechselten die Kufen. Karin Kessow gehörte ebenso dazu wie die beiden derzeit besten Schnelläuferinnen der Welt, Andrea Ehrig und Karin Kania. Vor allem Andrea, die einmal Mitscherlich hieß und als Paarläuferin in Dresden Pirouetten drehte, und Karin, die als Enke immerhin Achte einer Eiskunstlauf-Europameisterschaft wurde. Der Aufstieg besonders von Andrea Mitscherlich war kometenhaft: Als 14jähriger Eisflitzer zeigte sie stolz vier Spartakiade-Goldmedaillen vor, ein Jahr später – immer noch ein Küken – wurde sie hinter der zweifachen Olympiasiegerin Tatjana Awerina (UdSSR) Silbermedaillengewinnerin über 3000 m. Vier Hundertstelsekunden hatten ihr zum Sieg gefehlt. Jetzt ist sie immer noch dabei, Mutter schon – und als Olympiasiegerin und Weltmeisterin eine der Besten der Welt. Es leben die Frauen!

Fred Nell

Fotos: Alfred Paszkowiak (2), Johannes Berndt (2), Werner Schulze, Klaus Oberst, Wolfgang Behrendt

Vier Läuferinnen, die mit „langem Spargel“ am Fuß Sportgeschichte gemacht haben (von links nach rechts): Die erste DDR-Olympiasiegerin Helga Haase, die „goldigste“ olympische Wintersportlerin, Lidija Skoblikowa, Hollands erste Mehrkampf-Weltmeisterin Stien Kaiser und Karin Kania-Enke (DDR), dreifache Olympiasiegerin, fünffache Weltmeisterin.





Im nächsten Heft:

Ein Auto wie ein Haus

FREIE WELT fuhr den größten Kipper der Sowjetunion, den BELAS 7521, Tragfähigkeit 180 Tonnen. Besuch im Werk für Schwerlastwagen in Shodino bei Minsk.

Foto: L. Willmann

Neue Leseraktion

Verantwortung ist ein großes Wort. Wie gehen wir damit um, wie nehmen wir sie wahr? Schreiben Sie uns, liebe Leser, Ihre Gedanken zu Fotos, zu Schnappschüssen aus dem Leben unserer Republik.

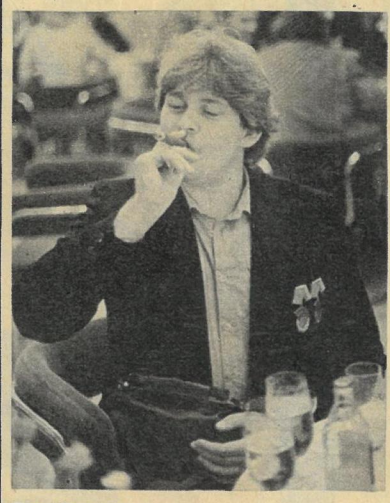


Foto: T. Sandberg

Kinder der Revolution

„Kuba“, so schrieb der Dichter Nicolas Guillen, ist „ein langes, grünes Krokodil mit Augen aus Stein und Wasser…“ – Wie es sich auf einem Krokodil lebt, erfahren Sie im nächsten Heft.

Foto: P. Meißner

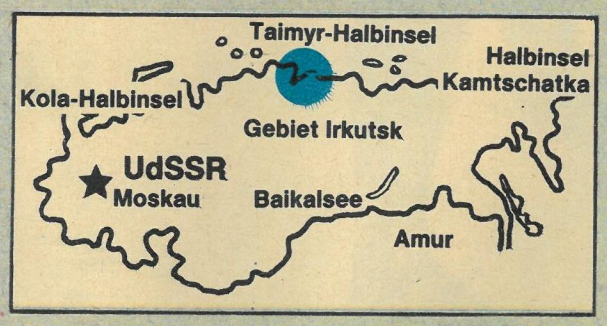
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Illustration: Klaus Müller

September 1986

M	D	M	D	F	S	So
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30					



Oktober 1986

M	D	M	D	F	S	So
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31		

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 42 – will Euch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch am Jahresende einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die im hohen Norden, in Zentralasien und im Fernen Osten wohnen. Es sind: die Itelmenen, Tofalaren, Saamen, Orotschen, Nganassanen und Nanaier.